

Ich kauf mir ein Kind

Das unmenschliche Geschäft mit der Leihmutterschaft.

Birgit Kelle

SBB gegen Bundesrat

Der Rahmenvertrag macht die Schweizer Bahn kaputt. *Christoph Mörgeli*

Gotisches Unheil über Windsor

Die sonnigen Jahrzehnte unter Elisabeth der Guten sind leider vorbei.

Julie Burchill



RANGE ROVER
SPORT



Oppenheimers Hollywood

Los Angeles

Zum ersten Mal erlebte ich vor Ort die «Oscars» in Los Angeles. Die Show war perfekt, wenn auch über drei Stunden lang. Die Politik funkte immer noch dazwischen, allerdings nicht so penetrant wie früher. Zeigt der Moralismus Ermüdungserscheinungen?

Erst auf dem Rückflug sah ich den Abräumer «Oppenheimer» mit sieben Oscars, darunter der Preis für die beste Regie und den besten Film. Regisseur Chris Nolan («Batman») schuf ein grossartiges Werk, einen Antiatombomben-Film in nuklearen, kriegerischen Zeiten.

Der Film handelt von der Entwicklung der amerikanischen Nuklearwaffe in der Wüstenretortentstadt Los Alamos. Im Zentrum steht der Projektleiter, J. Robert Oppenheimer, der «amerikanische Prometheus», wie ihn eine Biografie nennt.

Prometheus war der griechische Sagenheld, der den Göttern das Feuer stiehlt, um es den Menschen zu bringen. Zur Strafe schmiedet ihn Göttervater Zeus an einen Felsen, wo ihm ein Adler ewig an der Leber frisst, worauf diese sich erneuert.

Ähnlich erging es dem Bringer des Atombombenfeuers, brillanter Physiker, Jude. Die Nuklearwaffe erfand er, um den Nationalsozialisten zuvorzukommen. Am Schluss setzten die Amerikaner die Massenvernichtungswaffe zweimal gegen die Japaner ein.

Angesichts der Zerstörungskraft seiner Bombe wandelte sich Oppenheimer zum Kämpfer für die Abrüstung. Das rief seine Feinde auf den Plan, die ihn im Zuge der kommunistenfressenden McCarthy-Zeit als Agenten der Russen beschmutzten.

«Oppenheimer» ist der wichtigste Film des Jahres und ein Lebenszeichen Hollywoods. Es

ist interessant, dass die Akademie diesem bedeutenden Film die meisten Preise gab und nicht etwa «Barbie» oder dem bizarren Erotik-Märchen «Poor Things».

Nolans Drei-Stunden-Doku-Drama hat Substanz. Die Kunst besteht auch darin, dass es der Regisseur schafft, den an sich abstrakten Stoff so fesselnd und bildgewaltig hinzulegen. Auch die Musik ist ein genialer Wurf und holte sich, zu Recht, den Preis.

Der Mensch als Urheber von Kräften, die ihn selber verschlingen können: Das ist das Thema. Es ist von grosser Aktualität. Auch heute steht

Nolans grossartiger Film erinnert an die Hölle, die in unseren Arsenalen lauert.

die Welt gefährlich nahe am nuklearen Abgrund, und wie damals bilden sich zu viele ein, sie hätten es im Griff.

Nolan scheint in «Oppenheimer» Stellung zu beziehen gegen diese Enthusiasten des Untergangs. Sein Held, ein amerikanischer Patriot, will die nuklearen Geheimnisse dem Frieden zu Liebe mit den Sowjets teilen. Seine Gegner wittern darin Verrat.

Nolan schildert den Kalten Krieg als eine Zeit, in der es verboten war, sich zwischen den Fronten zu bewegen. Alle hatten auf der «richtigen Seite der Geschichte» zu stehen. «Oppenheimer» zeigt Abgründe, die uns heute gespenstisch aktuell erscheinen.

Allerdings hat man nicht das Gefühl, der Regisseur suche zwanghaft den aktuellen Bezug. Er ergibt sich eher beiläufig. Nolan erzählt von der tiefen Zerrissenheit der handelnden Figu-

ren. Selbst die Bösen kommen bei ihm nicht nur schlecht weg.

Was ist die Verantwortung des Wissenschaftlers, der den Mächtigen eine fürchterliche Waffe zur Verfügung stellt? Beim Schweizer Dramatiker Dürrenmatt ziehen sich «Die Physiker» ins Irrenhaus zurück. Oppenheimer wagt sich in die politische Arena vor.

Man hat zuletzt viel Negatives über Hollywood und die amerikanischen Filme lesen können. Die «Oscars» hatten viel Glanz verloren, zu politisch, zu woke, zu langweilig. Vielleicht kehrt jetzt etwas von der früheren Energie zurück.

«Oppenheimer» ist grossartig, ein intelligent gemachtes Meisterwerk, Kino für Erwachsene. Gerade heute, finde ich, sollten Kunst, Literatur und Film sich den Schablonen verweigern, den Blick wieder schärfen für die Grautöne unserer Welt.

Oppenheimers Zeit des Kalten Kriegs war eine Ära der gnadenlosen Unzweideutigkeit: Man war entweder Freund oder Feind. Der Titelheld widersetzt sich dieser Paranoia, den klaren Fronten, lässt die Verleumdungen seiner Gegner fast stoisch über sich ergehen.

Warum? Oppenheimers Weggefährten im Film verstehen es nicht. Aber vielleicht liegt hier eine Botschaft: Wer den Frieden will, darf nicht zurückschlagen. Bombenmacher Oppenheimer avanciert zum Märtyrer des Friedens – und überwindet seine Feinde.

Die Bedeutung der Atombombe ist schillernd. Zum einen verhinderte sie tatsächlich einen nuklearen Krieg. Zum anderen bleibt sie eine ständige Bedrohung. Zur rechten Zeit erinnert «Oppenheimer» an die Hölle, die in unseren Arsenalen lauert. R. K.

Bundesbahnen gegen Bundesrat, Thomas Greminger über den Ukraine-Krieg, Thierry Burkarts Turnaround, Birgit Kelle über das Geschäft mit Kindern, Asyl-Zwischenstation Ruanda

«Das Modell der EU funktioniert leider nirgends.» Dies sagte Vincent Ducrot, oberster Chef der SBB, vor Parlamentariern. Weil der bundesrätliche Paketansatz beim EU-Verhandlungsmandat auch das Landverkehrsabkommen beinhaltet, fürchten unsere Bahnen die Freigabe des Wettbewerbs zugunsten von europäischen Konkurrenten. In der Tat bedeutet die Marktöffnung im internationalen Personenverkehr eine massive Verschlechterung des Schweizer Bahnsystems. Die notorisch unpünktlichen Züge würden unser aufs sorgfältigste austariertes Taktsystem über den Haufen werfen. Wem der hiesige öffentliche Verkehr lieb und teuer ist, der hat jeden Grund, das neue institutionelle Abkommen abzulehnen. **Seite 18**

Eine politische Lösung ist im Ukraine-Krieg nicht in Sicht. Für viele Sicherheitsexperten ist aber klar: Nun braucht es ein Umdenken. Dieser Meinung ist auch Thomas Greminger, der heutige Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik. Er hat mögliche Auswege aus dem Konflikt skizziert. Mit Osteuropa kennt er sich bestens aus, als ehemaliger OSZE-Generalsekretär führte er Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem einstigen Berater Putins. Unser Interview auf **Seite 22**

Die FDP will sich wieder einmal neu erfinden. Sie hat die Operation «Turnaround 2027» lanciert. Ziel ist es, den «freisinnigen Standpunkt zu schärfen». Wer die Schweizer Politik schon etwas länger verfolgt, dem kommen die Durch-



Operation «Turnaround»:
Dressurreiter Burkart.

halteparolen bekannt vor. Seit Jahren versuchen die Freisinnigen, sich zu sammeln und wieder Boden unter den Füßen zu gewinnen. Bisher ging der Schuss nach hinten los, die Partei verlor weiter an Wählergunst. Doch bei diesem Anlauf ist etwas anders: Parteichef Thierry Burkart hat Quereinsteiger und Ex-SRF-Moderator Jonas Projer engagiert. Der Kommunikationsprofi soll die Freisinnigen als Generalsekretär aus dem Tal der Tränen führen. Für beide Männer ein Risiko. Sie verknüpfen ihr Schicksal und ihre Reputation mit diesem Versuch. **Seite 26**

«Leihmutterchaft» ist ein harmloses Wort. Ist es auch eine harmlose Sache? Schliesslich sollte

doch jeder diskriminierungsfrei das Recht auf ein Kind haben. Nein, findet die Journalistin Birgit Kelle in ihrem Buch «Ich kauf mir ein Kind», das in wenigen Tagen erscheint. Für sie ist die Milliardenindustrie der technisch und ethisch grenzenlosen Reproduktionsmedizin nichts anderes als eine moderne Form des Menschenhandels. Das Eldorado der Szene war bis zum Kriegsausbruch die Ukraine, seither hat sich der Markt nach Georgien verlagert. Die Leihmütter werden dabei schamlos ausgebeutet, die Kinder werden wie Objekte optimiert, gekauft und verkauft. Angesichts der sich ständig entwickelnden medizinischen Möglichkeiten stellt sich auch hier die Frage, ob der Mensch alles tun darf, was er tun kann. **Seite 30**

Was tun gegen die wachsende Zahl von Migranten? Italien versucht, das Problem via Albanien in den Griff zu bekommen. Die britischen Tories haben einen Plan mit Ruanda ins Auge gefasst. Der Zwergstaat soll zur Zwischenstation zwecks Asylprüfung werden. Eine Art Durchgangsland zwischen Heimat und Sehnsuchtsort Europa. Und Rückführungsadresse für abgewiesene Migranten aus Europa. Wolfgang Drechsler stellt das Land vor, das einerseits sicher und sauber ist und wenig korrupt regiert wird, auf der anderen Seite eine Entwicklungsdiktatur darstellt, die keine Opposition duldet und Regimekritiker selbst im Ausland verfolgen und töten lässt. Kann ein solches Land zu dem werden, was Europa in Afrika sucht? **Seite 34**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



AdobeStock © Aliaksandr



AdobeStock © maudanros



AdobeStock © Aliaksandr

VIP-Spezialreise: «Echtes Kalabrien» Italiens Traumsüden

Wer sich nach dem ursprünglichen Italien sehnt, der findet sein Glück in Kalabrien. Ganz im Süden des Festlandes, sozusagen an der Stiefelspitze, erleben wir auf unserer 8-tägigen Exkursion alles, was die Region an Dolce Vita zu bieten hat: malerische Orte, romantische Strände, faszinierende Landschaften und eine unverfälschte Küche.

Wir starten in Tropea, der Perle Kalabriens. Das mittelalterliche Städtchen liegt hoch über dem Tyrrhenischen Meer auf einem Felsen. Hier werden wir im 4-Sterne-Hotel «Tropis» mit einem Cocktail empfangen und lassen den Tag beim gemeinsamen Abendessen ausklingen.

Tags darauf erkunden wir das auf einem Felsvorsprung gelegene Capo Vaticano und geniessen den grandiosen Ausblick bis zu den Liparischen Inseln. Nach einer Verkostung lokaler Spezialitäten kehren wir zurück nach Tropea und besichtigen die Altstadt und die Kathedrale.

Der Charme des Bergdorfes Serra San Bruno am Fusse des Monte Pecoraro verzaubert uns als Nächstes. Nach dem Besuch der legendären Höhlenkirche Chiesetta di Piedigrotta schlendern wir gemütlich durch die Gassen von Pizzo, wo die weltberühmte Dessert-Spezialität Tartufo erfunden wurde.

In Reggio Calabria an der Strasse von Medina besuchen wir am vierten Tag das Nationalmuseum mit seinen archäologischen Schätzen. Der Ausblick auf den Vulkan Ätna beeindruckt uns auf der Weiterfahrt ins Fischerstädtchen Scilla, wo wir in einer typischen Trattoria zu Mittag essen.

Wer mit dem Schiff entlang der Costa degli Dei «Küste der Götter» bis zum Capo Vaticano fahren möchte, hat am fünften Tag Gelegenheit dazu, abgerundet von einer Weinprobe mit begleitender Degustation kalabresischer Antipasti auf einem Gut.

Auf dem Weg zum Fossiat-Nationalpark lassen wir uns am sechsten Tag von der Landschaft und der atemberaubenden Bergwelt des Sila-Massivs beeindrucken. Der frühgotische Dom von Cosenza ist ein weiterer Höhepunkt. Der vorletzte Tag steht in Tropea für eigene Unternehmungen zur freien Verfügung, bevor wir uns am achten Tag auf die Rückreise begeben.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Echtes Kalabrien»

Reisetermin:
10. bis 17. Juni 2024

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–Lamezia Terme–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 7 Übernachtungen mit Halbpension im 4-Sterne-Hotel «Tropis» in Tropea
- Begrüssungscocktail
- Verkostung lokaler Spezialitäten (2. Tag)
- 2 Mittagessen (3. und 4. Tag)
- Ausflug «Capo Vaticano und Tropea»
- Ausflug «Serra San Bruno und Pizzo»
- Ausflug «Reggio Calabria und Scilla»
- Ausflug «Sila-Gebirge und Bauten von Cosenza»
- Qualifizierte deutschsprachende Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1880.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2180.–
DZ zur Alleinbenutzungszuschlag:	Fr. 250.–
Zimmer mit Meerblickzuschlag:	Fr. 250.–
Ermässigung Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Schiff-Ausflug «Küste der Götter» inkl. Weinprobe mit Antipasti:	Fr. 95.–
------------------------------------------------------------------	----------

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno



Diva der Freiheit: Seite 53



Dunkle Wolken: Seite 38



Wendekreis des Busens: Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Swisspeace auf dem Kriegspfad
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Mario Fehr
- 10 Bern Bundeshaus Messerland Schweiz
- 11 Weisheit des Herzens
- 12 Bastion der Vernunft
Hymne auf die Urschweiz
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Zeitgeist im Züri-Zoo
- 16 Eine Frist für die Ewigkeit
Die Mitte will höhere Armee Steuern
- 17 Peter Bodenmann
Schlegeleien im Bundeshaus
- 18 SBB gegen Bundesrat
Rahmenvertrag macht Bahn kaputt
- 20 Linus Reichlin
Verliebt in die Steuererklärung
- 21 Raye Magischer Moment
- 22 Thomas Greminger «Selenskyj würde
das politisch wohl nicht überleben»
- 25 Lichtblicke Es ist ein bisschen wie früher
- 26 Einsame Spitze Die Luft wird dünn
für FDP-Präsident Thierry Burkart
- 28 Forschung Das logische Denken der Frau
- 29 Kurt W. Zimmermann
Kurzer Rückblick auf Corona
- 30 Ich kauf mir ein Kind
Milliardenindustrie Leihmutterchaft
- 33 Roberto Balzaretto
Schliessen Sie nicht auf das Orchester
- 34 Kigali statt King's Cross
Asyl-Zwischenstation Ruanda

- 35 Papst Tapferkeit vor dem Freund
- 36 Samir und seine Freunde
Der Regisseur als Massakerleugner
- 37 Friedenskanzler Scholz
Noch hält er dagegen
- 38 Gotisches Unheil über Windsor
Die Königsfamilie scheint
dem Untergang geweiht
- 40 Schöne neue Welt
Verlässt die EU, solange ihr noch könnt!
- 41 Jenseits von Einstein
Gegenrede von Simon Aegerter
- 42 König dank Hypnose
Adrian Brügger formt Spitzensportler
- 43 Inside Washington
- 44 Willy ist so frei Weissai vs. Schwertwal
- 45 Anabel Schunke
Schulische Opferolympiade
- 46 Sydney Sweeney Wendekreis des Busens
- 48 März-Pogrom im Kosovo 20 Jahre
nach den ethnischen Säuberungen
- 49 Tamara Wernli
Ich bestreite mein Leben, also Geld her
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachrufe
Akira Toriyama, Picasso
- 52 Beat Gygi
Netto null heisst Konsumverzicht

GESCHICHTE: MADAME DE STAËL

- 53 Die Schweizerin, die Napoleon
besiegte und Europa veränderte
Madame de Staëls leidenschaftlicher
Kampf für Freiheit und Individualität

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Die rebellische Israelin
Bestsellerautorin Zeruya Shalev
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Eine kleine Nicht-Musik
Komponist Peter Schickele
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Radical»
- 69 Kunst «Geniale Frauen»
- 70 Songs für die Ewigkeit
Chuck Berry: «Johnny B. Goode»
- 70 Comedy Dave Chappelle
- 71 Film «Butcher's Crossing»
- 71 Jazz Johannes Bigge Trio
- 72 Unterwegs Wie ein Stück Fleisch

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Klimazersetzung
- 78 Bei den Leuten
22. Schlagernacht in Luzern
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview
Annina Frey, Moderatorin

DIE WELTWOCH

Gipfeltreffen der Champions



Pirmin Zurbriggen und Marc Girardelli:

Was wir auf der Ski-Piste über das Leben gelernt haben.
Roger Köppel im Gespräch mit den beiden Weltmeistern.



Donnerstag, 21. März 2024

Ort: Hotel Marriott
Neumühlequai 42, Zürich

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Alle sind herzlich eingeladen! Bitte anmelden:
www.weltwoche.ch/champions

Wir freuen uns!

Swisspeace auf dem Kriegspfad

Das Schweizer Friedensinstitut hilft der Ukraine, russische Kriegsverbrecher aufzuspüren. Gehört das zum Auftrag einer neutralen Institution, die vom Bund unterstützt wird?

Rafael Lutz

Der Ukraine- und der Nahost-Konflikt sind Gift für die offene Debatte. Ein Musterbeispiel hierfür ist der Umgang mit Laurent Goetschel, Direktor des an die Uni Basel angebotenen Forschungsinstituts Swisspeace. Letzten Herbst hatte er sich gegen ein Hamas-Verbot ausgesprochen. Diese Äusserungen, gepaart mit Bemerkungen zugunsten einer Einstaatenlösung für Israel/Palästina, brachten das Fass zum Überlaufen. Medien und Politik warfen Goetschel vor, eine Art Hamas-Verharmloser zu sein. Der Baselbieter Landrat strich zuletzt die Geldbeträge in Höhe von 100 000 Franken jährlich, die die Kantonsregierung für Swisspeace vorgesehen hatte.

Totale Eskalation?

Der Swisspeace-Direktor begründete seine Kritik am Hamas-Verbot aus einer Position des neutralen Vermittlers. Mit dem Verbot könne sich die Schweiz künftig «nicht mehr in die jeweiligen Friedensprozesse» einbringen, sagte er in der NZZ.

Nicht so genau mit der Friedensförderung nimmt es Goetschel im Ukraine-Krieg, wo er Partei für die Ukraine ergriff. Das Land müsse an seiner «Forderung nach der Wiedererlangung der vollständigen Souveränität» festhalten, sagte er neulich gegenüber *Le Temps*. Das heisst: Alle Gebiete im Osten inklusive der Krim gilt es früher oder später zurückzubekommen.

Bemerkenswert ist, dass Goetschel mit solchen Aussagen keinen medialen Gegenwind zu befürchten hat. Doch läuft man nicht Gefahr, eine totale Eskalation des Krieges voranzutreiben, wenn man seine Aussagen ernst nimmt? Friedensforscher Goetschel wiegelt gegenüber der *Weltwoche* ab: «Sicherlich stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, den Tod weiterer Menschen in Kauf zu nehmen, um Gebiete

im Osten zurückzuerobern. Es ist womöglich an der Zeit, vom Kampf- in den Dialogmodus zu gehen.»

In letztere Richtung arbeitet bekanntlich Bundesrat Ignazio Cassis mit dem angekündigten «Friedensgipfel» hin. Laurent Goetschel steht diesem ambivalent gegenüber. «Am diesjährigen WEF ist erstaunlich häufig von Frieden gesprochen worden.» Das sei zu begrüssen. «Bestrebungen, den Ukraine-Krieg zu beenden, sind unterstützenswert.» Goetschel ist allerdings skeptisch, dass eine gerechte Verhandlungslösung in der Ukraine kurzfristig realistisch ist. Russland habe mit dem Einmarsch in die Ukraine 2022 das Völkerrecht gebrochen.

«Werden Verhandlungen nun unter der Prämisse in die Wege geleitet, dass Russland Teile der eroberten Gebiete behält, wird Putin auch noch belohnt.» Mit einer nachhaltigen Friedenslösung habe das nichts zu tun – eine Teilnahme Russlands an der Konferenz erachtet

er trotzdem als notwendig. Gleichzeitig ist der Swisspeace-Direktor überzeugt: «Längerfristig bleibt die Forderung, die Souveränität wiederherzustellen, für die Ukraine aktuell.»

Swisspeace ist seit vielen Jahren in der Ukraine aktiv. Bis 2022 engagierte sich die Organisation dort vor Ort mit dem Ziel, den Dialog zwischen den unterschiedlichen Teilen der ukrainischen Bevölkerung zu fördern. Dafür arbeitete man mit Akteuren in dem osteuropäischen Land zusammen. Nach dem russischen Angriff seien die Projekte jedoch auf Eis gelegt worden.

Seither schulte Swisspeace Ukrainer beim Sammeln von Informationen über mutmassliche Kriegsverbrechen. Goetschel: «Diese Schulungen sind nicht politisch gefärbt.» Es gehe nicht darum, nur Kriegsverbrechen einer Partei zu verfolgen, sondern möglichst umfassend In-

formationen zu sammeln und zu archivieren, damit diese später in einem möglichen rechtlichen Prozess zur Verfügung stünden.

Opfer-Täter-Wahrnehmung

Der Swisspeace-Direktor räumt aber auch ein: «Die Kurse fanden für Teilnehmer aus dem unbesetzten Teil der Ukraine statt und wurden auf Ukrainisch durchgeführt.» Auftraggeber sei das Aussendepartement (EDA) gewesen. Im besetzten und faktisch Russland einverleibten Teil im Osten der Ukraine sei man seit Februar 2022 nicht mehr tätig gewesen. Dass Swisspeace

«Ich sehe mich weder im Gaza- noch im Ukraine-Krieg als parteiisch.»

ce damit indirekt eher zur Aufdeckung russischer als ukrainischer Verbrechen beitrage, negiert Goetschel nicht. Man sei aber stets bestrebt, möglichst alle Perspektiven eines Konflikts zu berücksichtigen.

Gegenwärtig arbeitet Swisspeace daran, in der Ukraine ein Kompetenzzentrum aufzubauen. «Dieses soll dazu beitragen, die ukrainische Bevölkerung bei der Bewältigung der Kriegsfolgen und -erfahrungen zu unterstützen», sagt Goetschel. Ein konstruktiver Umgang mit dem Erlebten helfe, weitere künftige Konflikte zu verhindern. Unterstützt wird das Projekt auch von Kanada und dem EDA. Das Aussendepartement zählt zu den Geldgebern von Swisspeace.

Haben sich Goetschel und Swisspeace zugunsten der Ukraine einspannen lassen? «Ich sehe mich weder im Gaza- noch im Ukraine-Krieg als parteiisch», erwidert der Swisspeace-Direktor. Dass er zuletzt wegen seiner Äusserungen zum Israel-Palästina-Konflikt schärfer kritisiert worden ist, sieht der Swisspeace-Direktor darin begründet, dass die Opfer-Täter-Wahrnehmung unterschiedlicher sei. «Für schätzungsweise 90 Prozent der Bevölkerung in unseren Breitengraden ist klar: Putin ist der Aggressor in der Ukraine. Das ist im Gaza-Konflikt anders. Dort ist das Bild deutlich komplexer.»



Wechsel in den Dialogmodus:
Swisspeace-Direktor Goetschel.

Lieber Mario Fehr

Spontan dachte ich, solange wir noch Sozialdemokraten wie Sie haben, kann ich weiterhin SP wählen.

Sie haben gleich nach dem scheusslichen Verbrechen an einem orthodoxen Juden in Zürich die Tat ohne Zögern als terroristischen Akt gekennzeichnet. Schliesslich hat sich der 15-jährige Täter selbst in einem Bekennervideo mit der Terrororganisation IS solidarisiert. Sie haben auch angekündigt, dass dem tunesisch-schweizerischen Doppelbürger das Schweizer Bürgerrecht entzogen werden soll.

Eine ungewöhnliche Forderung. Die angenehm kontrastiert mit den sonstigen Larifari-Erklärungen von Behörden für brutale Verbrechen von Islamisten, die gleich psychiatrisiert oder sonst wie relativiert oder gar entschuldigt werden.

Ja, das ist noch ein richtiger Sozi, einer, der mir passt, dachte ich, wurde dann aber von Google daran erinnert, dass Sie ja längst aus der



Wie lange noch?
Regierungsrat Fehr.

SP ausgetreten sind, unter anderem, weil die jüngeren Genossen Ihren konsequenten Kurs in Sicherheitsfragen nicht goutierten.

Schade, dann bleibt mir immer noch Daniel Jositsch, der auch Klartext sprach – und damit wohl den Unwillen der «Islamogauchisten» erregt hat: Das Jugendstrafrecht müsse um-

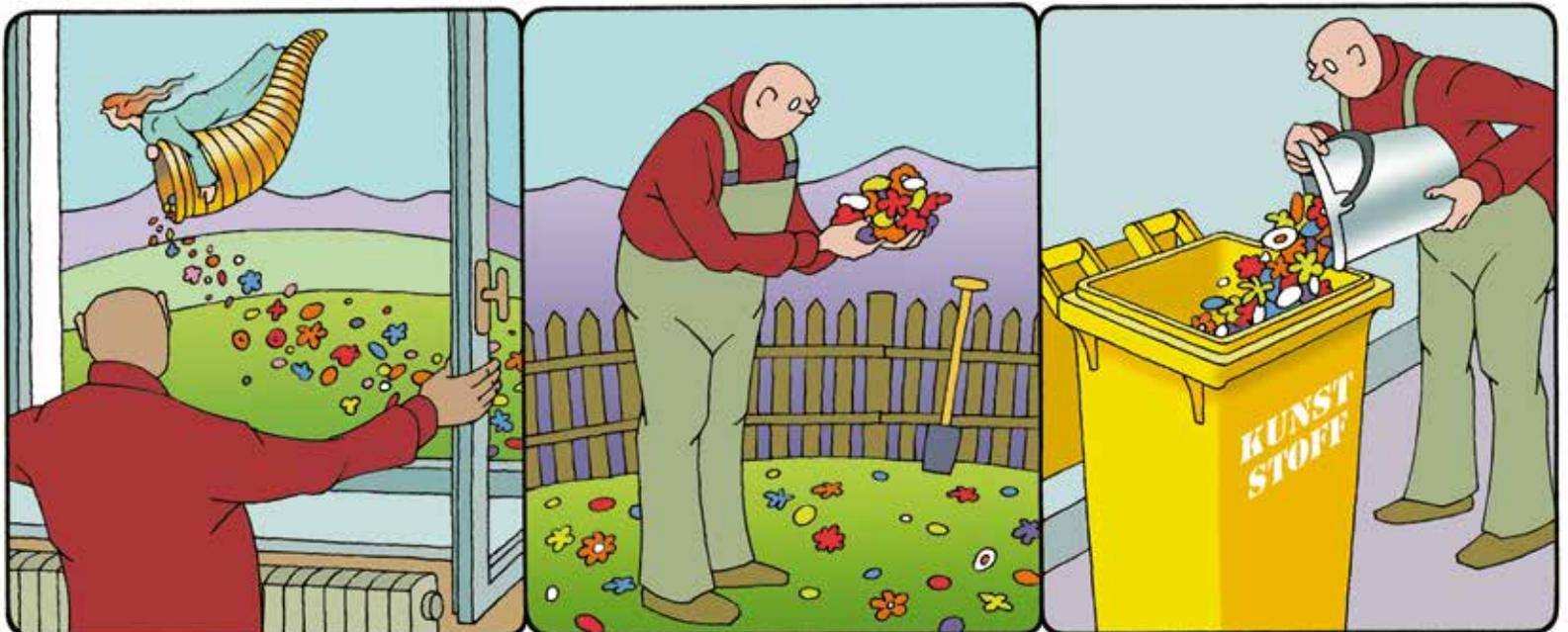
gehend revidiert werden, denn der junge Messerstecher riskiere für seine grausame, rassistisch und religiös motivierte Tat nur ein Jahr Gefängnis, könnte also schon in ein paar Monaten seinen per Video angekündigten Kreuzzug gegen Juden fortsetzen. Eine unerträgliche Vorstellung.

Gut, Jositsch durfte nicht Bundesrat werden, weil vor allem Genossinnen ihm einen Riegel geschoben haben. Dann ist da aber noch der andere formidable Sozi, auch ein verhinderter Bundesrat, Pierre-Yves Maillard, der Sieger der AHV-Abstimmung, der sich energisch für die Rechte und Interessen derer einsetzt, die man früher Arbeiter nannte. Auch gegenüber der EU.

Ich sage deshalb: Heil dir, Helvetia, hast noch der echten Sozis ja. Nur: wie lange noch?

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Messerland Schweiz

Messerstechereien, Körperverletzungen, gewalttätige Überfälle:
Wie die Schweizer Regierung dabei versagt, ihre Bürger zu schützen.

Es ist Freitagabend, kurz vor 17 Uhr. Bundesrat und Justizminister Beat Jans (SP) eilt von seinem Amtssitz im Bundeshaus West zügig auf den Zug nach Basel. Dass er mit dem Zug und ohne Bodyguards nach Hause fährt statt in der Dienstlimousine, spricht für ihn. Aber die Schweizer Normalität, die der Basler uns damit vorführt und um die uns die ganze Welt beneidet, ist am Zerbröseln.

Das hat die Attacke eines fünfzehnjährigen Schweizer mit tunesischen Wurzeln, der 2011 eingebürgert wurde, drastisch aufgezeigt. Der jugendliche Muslim hat sich am Samstag vor einer Woche in der Zürcher Innenstadt mit dem Ruf: «Ich bin Schweizer. Ich bin Muslim. Ich bin hier, um Juden zu töten», auf einen jüdisch-orthodoxen Mitbürger gestürzt und diesen mit einem Messer schwer verletzt.

Da die Tat eine antisemitische Komponente enthielt, bekam sie in den Medien grosse Aufmerksamkeit. Auch Justizminister Beat Jans, der zur Tatzeit im Ausland weilte, drängte umgehend vor die Mikrofone, um den feigen Angriff aufs schärfste zu verurteilen, während Bundespräsidentin Viola Amherd auf X mitteilte, dass der Messerangriff sie schockiert habe.

«Nehmen, was sie nicht haben»

Der Fall hat eine breite Debatte über Antisemitismus in der Schweiz ausgelöst. Doch das eigentlich Verstörende daran ist, dass Messerattacken längst zu unserem Alltag gehören. Bei Festen, auf Bahnhöfen und Schulhöfen wird immer öfter zum Messer gegriffen. Ebenso ist in vielen Regionen die Zahl von Überfällen, Einbrüchen und Diebstählen, begangen von Asylbewerbern, steil nach oben geschossen.

Für Frauen ist es inzwischen brandgefährlich, allein spätabends auf einem Bahnhof einen Zug abzuwarten. Die oberste Schweizer Sicherheitsdirektorin, Karin Kayser-Frutschi (die Mitte), hat gegenüber der NZZ Alarm geschlagen: «Die Delikte durch maghrebinische Asylsuchende haben im ganzen Land zu-



Alarm: Sicherheitsdirektorin Kayser-Frutschi.

genommen», sagt sie. «Sie lernen früh, sich zu nehmen, was sie nicht haben.» Gerade die Regionen um die Bundesasylzentren Kreuzlingen TG, Boudry NE, Basel und Chiasso TI sind regelrechte Hot Spots.

Bundesrat Jans reagierte auf diese Entwicklung, indem er ankündigte, man wolle aussichtslose Gesuche künftig innerhalb von

Was muss noch alles passieren, bis die Landesregierung im Asylwesen endlich einen härteren Kurs fährt?

24 Stunden abhaken. «Menschen aus Ländern, die keine Chancen auf Anerkennung haben, sollen kein Asylgesuch mehr stellen in der Schweiz», sagte er beim Besuch im Bundesasylzentrum. Den Tatbeweis muss er noch liefern.

Auch nach der Messerattacke in Zürich ging Jans in die Offensive. Er wolle sich dafür einsetzen, dass sich so etwas nicht wieder ereigne.

Bloss hat er bisher nicht verraten, wie er das anstellen will. Eine Anfrage der *Weltwoche* blieb bis Redaktionsschluss unbeantwortet.

Kriminelle aus dem Maghreb

Es ist sinnlos, darauf zu vertrauen, dass Viola Amherds Nachrichtendienst gefährliche Asylbewerber herausfiltert, insbesondere angesichts der Tatsache, dass man diesem bereits vor einiger Zeit mehr Mittel zur Verfügung gestellt hat. Den Attentäter von Zürich hatte man trotzdem nicht auf dem Radar.

«Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) betreibt keine umfassende Überwachung des Internets. Die Abdeckung kann nie vollständig sein, und ein Risiko, dass eine Bedrohung nicht erkannt wird, bleibt bestehen – speziell bei Einzeltätern», so eine NDB-Sprecherin. Es stellt sich die Frage, wie viele potenziell gefährliche Personen wir unter diversen Titeln in unser Land lassen und sogar einbürgern.

Mit ihrer Grenzschutzinitiative will die SVP erreichen, dass kriminelle Asylbewerber und islamistische Gefährder gar nicht mehr erst in die Schweiz gelangen. Am Donnerstag der letzten Sessionswoche hat die Partei zudem eine ausserordentliche Session «zum Schutz der Landesgrenzen» durchgesetzt. Es geht darum, mit systematischen Kontrollen die Hoheit über unsere Grenzen zurückzuerlangen. «Jedes Jahr kommen 100 000 Personen illegal in die Schweiz, allein im letzten Jahr sind 50 000 Personen aufgegriffen worden», sagt SVP-Nationalrat Thomas Aeschi. Viele dieser Personen seien Kriminelle aus den Maghreb-Staaten.

Die Regierung sieht trotzdem keine Veranlassung, die Schlagbäume wieder einzuführen. Der Bundesrat behauptet in seiner Reaktion auf den SVP-Vorstoss sogar, dass weder die öffentliche Ordnung noch die innere Sicherheit zurzeit ernsthaft bedroht seien. Was muss noch alles passieren, bis die Landesregierung im Asylwesen endlich einen härteren Kurs fährt?

Wir sassen zusammen wie immer ...

... nur war es nicht wie immer.



Riesengelage, einen sitzen schon.

Es geht um ein Lebenswerk und den Mann, der vor fünfzig Jahren damit begonnen hat, es zu schaffen. Das Werk wird den Mann überleben, das ist ziemlich klar, vielleicht schon bald, vielleicht erst in ein paar Jahren, Krankheiten sind unberechenbar. Der Mann ist immer noch derselbe, 84-jährig schon, er ist Doktor honoris causa, hat den Ehrendoktor für seine Stiftung bekommen, die Kindern ohne grosse Hoffnung in Brasilien die Möglichkeit gibt, mehr zu werden als Kleinkriminelle oder Drogengangster: Onorio Mansutti, Fotograf, Wohltäter, Lebenskünstler.

Wir sassen zusammen, wie immer ein paar Mal im Jahr, assen wie immer, tranken Wein wie immer, nur war es nicht wie immer. Die Zeit war nicht mehr selbstverständlich, er erzählte von der Diagnose, er erzählte wie immer, fügte hier und da ein Zitat von Karl Valentin ein, etwa: «Gar nicht krank ist auch nicht gesund.» Es war vor dem Treffen schon klar, dass Mansutti etwas wollte. Immer wenn er einlädt, will er was. Von den Reichen Geld für seine Stiftung, von den Schreibern Artikel.

Am Donnerstag, den 14. März wird seine Stiftung fünfzig Jahre alt, sein Lebenswerk, das Kindern aus der untersten Unterschicht Brasiliens die Möglichkeit eines Schulbesuchs bietet und später auch einer Ausbildung. 30 000 Kindern soll die Stiftung geholfen haben. Wenn er darüber spricht, werden seine wässrigen Augen noch ein wenig feuchter. Dem Mann, so scheint es, fällt es leichter, das Leben zu verlieren, als

für die Stiftung nicht mehr da zu sein. Oder es fällt ihm schwer, gehen zu müssen, weil die Stiftung weiterleben wird. Der Tod ist immer ein Dilemma.

Seine Modefotografien sind schon längst verblasst. Sie waren schön, tolle Frauen in tollen Kleidern oder wenig Stoff in sagenhaften Landschaften, aber da war nichts Unvergängliches in ihnen. Die Zeit, als Mansuttis Transformation begann, als er das Bild der Welt verschönern wollte und nicht die Seiten von Hochglanzmagazinen, war Anfang der 1970er Jahre.

Eine famose Zeit: Sex, Drugs, Rock 'n' Roll und Hot Pants und keine Verantwortung und Mansutti als Modefotograf mittendrin. Er hat nicht irgendwelche Frauen vor der Linse. Er fotografiert in der Twiggy-Grace-Jones-Liga. Dreissig ist er da, und er trägt noch nicht immer weisse Kleider wie heute. Mansutti ist das erste Mal in Brasilien, Bademoden-Shooting, zur Sicherheit hat er Blondinen mitgebracht, weil er nicht weiss, ob es dort Blondinen gibt.

Das Land lässt ihn nicht los, da sind all die Dinge, die seinem damaligen Leben einen Wert geben; zur Hauptsache Rausch und schöne Frauen. Mansutti ist damals ein kleiner, etwas angesehener Playboy.

Dann kommt der 14. März 1974 in die Welt. Wenn man so will, lässt die Realität ganz rasch die Bilder verblassen, von denen Mansutti glaubt, sie würden ihn erfüllen. Er sitzt mit einem Freund, der später Verwalter der Stiftung in Brasilien wird, im Churrasco-Lokal «Carreta»

in Ipanema. Riesengelage, einen sitzen schon. Vor dem Fenster stehen ausgemergelte Kinder, betteln. Der Freund gibt ihnen ein Stück Fleisch durch das Fenster, sie stürzen sich darauf. Mansutti verlor den Appetit, auch jenen auf sein bisheriges Leben. Er trank noch ein paar Caipirinhas, stand dann aber doch auf und verteilte das Geld, das er bei sich hatte. Als er zurückkam, sagte er, dass er am nächsten Morgen in die Favelas ginge und alles verteilen würde, was er hatte.

Er ging nicht in die Favelas am andern Tag, aber er half trotzdem. Unterstützte den jüngsten Sohn einer Putzfrau. Es war die Geburtsstunde der Stiftung und jene seiner Wiedergeburt. Marcelino wurde Pilot und Mansuttis Vorzeigezögling. Seit damals trägt Mansutti nur weisse Kleider. Warum, weiss er nicht. Seither sieht er von weitem ein wenig aus wie ein Bonvivant-Messias.

Der Rest ist, wie man so sagt, Geschichte, und zu ihr gehört das Klosterbergfest in Basel, an dem zugunsten der Stiftung gefühlt mehr Caipirinha getrunken wird, als der Rhein Wasser trägt. Zu ihr gehört auch der Abend der Versteigerung im «Atlantis», dem einzigen Lokal Basels, das je Weltformat hatte und das Mansutti einige Jahre führte. Wir tranken den Wein zu Ende, machten, um am Leben zu bleiben, noch ein paar humorvolle Bemerkungen über die Zwangsläufigkeit des Sterbens und verabredeten uns für den Frühling. «Und vergiss den Artikel nicht», rief er mir hinterher.

Urschweiz der Vernunft

Hymne auf das konservative Gewissen des Landes.
Vorab: Es ist liberaler, als man denkt.

Peter Ruch

Die 13. AHV-Rente wurde von den Innerschweizer Kantonen inklusive Luzern abgelehnt. Die Abstimmungskarte zeigt Gemeinsamkeiten mit jener des Sonderbunds von 1848, als die konservativen Kräfte die Innerschweiz prägten. Die Sonderbunds Kantone Freiburg und Wallis hingegen nahmen mit der gesamten lateinischsprachigen Schweiz die Initiative heftig an. Die staats- und zentralismusgläubige Haltung der lateinischen Kulturräume wäre ein grosses Thema und muss hier beiseite bleiben. Ablehnung zeigten auch die Ostschweizer Kantone St. Gallen, Thurgau und beide Appenzell.

Franz Steineggers Wende nach links

Die Rentenerhöhung war eine sozialistische Forderung. Die Gegnerschaft rekrutierte sich aus liberalen Kräften und berief sich auf Eigenverantwortung, Finanzen, Freiheit der Bürger sowie auf das dreiteilige Konzept der Altersvorsorge. Im Kanton Schwyz fanden am gleichen Wochenende Kantons- und Regierungswahlen statt. Die siebenköpfige Regierung aus drei SVP- und je zwei FDP- und Mitte-Politikern wurde problemlos wiedergewählt. Der junge SP-Kandidat erreichte trotz seiner Bekanntheit – Kantonsratspräsident und Musiker – nicht einmal halb so viele Stimmen wie der am schlechtesten gewählte Regierungsrat. Es scheint, dass dieser Kanton von einer liberalen Mehrheit geprägt ist. Dazu passt der seit dreissig Jahren erfolgreiche Standortwettbewerb mit tiefen Steuern nach dem Beispiel des Kantons Zug, wo die Erhöhung der AHV ebenfalls keine Mehrheit fand.

Interessant ist der Blick auf den Kanton Uri. Dieser unterscheidet sich von Zug und Schwyz in Sachen Steuern und auch wirtschaftlich. Wegen der nachteiligen Topografie und der Schlüsselposition auf der Alpennordseite lebte und lebt hier ein grosser Teil der Bevölkerung von Bundesgeldern: militärische Standorte, Munitionsfabrik, Bahnbetrieb, Nationalstrasse, Landwirtschaft im Berggebiet. Der Kanton Uri hat eine starke etatistische Note. Damit hängt es zusammen, dass der schweizerische Freisinn, als er zwölf Jahre lang vom Urner Franz

Steinegger präsiert wurde, seinen Kurs nach links verschob. Steinegger war zwar in privatwirtschaftlichen Institutionen engagiert, doch überwogen bei ihm die öffentlichen beziehungsweise staatlichen Mandate. Die Kursänderung der FDP wurde oft als Anpassung ans Wählerpotenzial gedeutet. Indessen dürfte Steineggers Prägung im staatsnahen Kanton Uri massgebend mitgespielt haben. Hätte Uri die AHV-Vorlage angenommen, so hätte das niemanden erstaunt. Aber die Staatsgelder für Uri unterscheiden sich grundsätzlich von denjenigen in den Agglomerationen: In Uri fliessen sie nicht als Sozialbezüge oder Beamtenlöhne, sondern sind mit – teilweise sehr harter – Arbeit verknüpft, wie sie einer Bergbevölkerung seit alters her entspricht.

Der Freisinn in der Innerschweiz stand traditionell weniger in der Frontstellung zum Sozialismus als zum katholischen Konservativismus. Dieser konstituierte sich in den Konflikten des 19. Jahrhunderts. In der Bundesversammlung gab sich die katholische Rechte 1882 offiziell den Namen Katholisch-Konservative (KK). Mit der

Der Konservativismus kann einen davor bewahren, auf den umfassenden Betreuungsstaat hereinzufallen.

Umbenennung in Christlichdemokratische Volkspartei (CVP) im Jahr 1971 verschwanden beide Ks. Nach Auffassung des einstigen CVP-Staatsrats Tito Tettamanti war es richtig, den Begriff «katholisch» fallenzulassen, doch hätte man «konservativ» beibehalten sollen. Mit diesem Label, das in ausländischen Parteilandschaften durchaus gebräuchlich ist, können sich viele Mitbürger identifizieren.

Der Wandel der KK zur CVP und schliesslich zur Mitte änderte nichts daran, dass die Bevölkerung in der Innerschweiz konservativ blieb. Schon in den siebziger Jahren verlor die CVP Wähleranteile und fiel landesweit von über 20 auf 12 Prozent zurück. Sie vernachlässigte die konservative Wählerschaft in den Stammländern. Diese sah sich bei der Schweizerischen Volkspartei (SVP) zunehmend besser aufgehoben.



Mir sind sälber König:

Auch wenn die SVP aus dem protestantischen Milieu stammt, sind ihre Innerschweizer Politiker mehrheitlich katholisch. Bis vor vier Jahren gehörten vier von sechs Parlamentariern, die der Kanton Schwyz ins Bundeshaus entsandte, der SVP an und waren katholisch. Viele Katholiken neigen zwar zu einer konservativen Haltung, sind aber weit entfernt von den Zuständen, als der Vatikan gegen die Moderne Sturm lief und den Priestern den Antimodernismuseid abverlangte. Deshalb lässt sich behaupten, dass bei der Ablehnung der AHV-Erhöhung in der Innerschweiz – vermutlich auch in der Ostschweiz –



William Turners «Teufelsbrücke», um 1804.

beide Überzeugungen mitspielten: die liberale und die konservative. Ich erinnere mich an eine Episode an meinem Wohnort Küssnacht am Rigi: Es war der Jahrestag des schrecklichen Unfalls, bei dem die belgische Königin Astrid hier einem Autounfall zum Opfer fiel. 75 Jahre später, im August 2010, reiste der damals 76-jährige Sohn der Verunglückten, der belgische König Albert II., an den Unfallort zu einer Gedenkfeier. Die Bevölkerung war auch eingeladen. Ich blieb im Dorf und fragte eine mir flüchtig bekannte Passantin, ob sie den König gesehen habe. Sie wusste von nichts und erwiderte: «Mir sind säl-

ber König.» Mit diesem lapidaren Satz brachte sie die liberale und konservative Substanz der Innerschweiz auf den Punkt.

Wie sind die beiden Denkweisen einander zugeordnet? Der konservative Zeitgenosse ist darauf bedacht, allzu starke Veränderungen zu verhindern oder abzubremsten. Weil sich die Politik seit Jahren in Richtung mehr Staat und weniger Freiheit bewegt, deckt sich diese seine Haltung mit derjenigen des Liberalen. Der Liberale missbilligt den zunehmenden Etatismus und die damit wachsende Staatsquote. Anders als der Konservative gibt er sich jedoch mit

dem Bremseffekt nicht zufrieden, sondern will die Entwicklung in eine andere Richtung lenken. Sein bevorzugtes Modell ist der minimale Staat, der sich auf sein Kerngeschäft – Sicherung der Rechtsordnung sowie der Freiheit und Schutz der Bürger gegen Angriffe von innen und aussen – beschränkt. Mit Veränderungen freundet er sich ohne weiteres an, wehrt sich jedoch gegen staatliche und private Monopole, welche darüber Regie führen wollen. Der Wandel soll spontan und dezentral im Ideenwettbewerb erfolgen. Dem Liberalen erscheint die AHV mit dem Umlageverfahren per se fragwürdig, weil sie die Bürger vom Staat abhängig macht. Ein Ausbau kommt nicht in Frage. Selbst die zweite Säule ist nicht ganz nach seinem Geschmack, denn sie legt milliardenschwere Kapitalien in die Hände der Pensionskassen, die sie in Wohneigentum stecken und die eigentlichen Eigentümer zu Mietern machen. Aber wenigstens herrscht hier kein staatlicher Zentralismus. Die wichtigste Altersvorsorge ist dem Liberalen die private, welche deshalb nicht die dritte, sondern die erste Säule heissen müsste.

Gegen Gender-Gaga und Hedonismus

Im Nachwort seines vielleicht bedeutendsten Werks, «Die Verfassung der Freiheit», widmet sich der liberale Denker und Ökonom Friedrich August von Hayek dem Unterschied zwischen Konservatismus und Liberalismus. Er erinnert daran, dass der Konservatismus nach der Französischen Revolution 150 Jahre lang im Gegensatz zum Liberalismus stand und sich erst dann auf den Sozialismus als Gegenspieler einlassen musste. Liberale haben schliesslich vieles aus der Arbeit konservativer Denker gelernt. Dass kulturelle Phänomene wie Sprache, Recht, Moral und Konventionen nicht im Planungsbüro, sondern spontan entstanden sind, ist fester Bestandteil liberaler Denkweise. Daraus ergibt sich, dass sie nicht beliebig verändert und manipuliert werden können. Der Konservatismus kann die Menschen davor bewahren, auf Fehlentwicklungen wie den umfassenden Betreuungsstaat, Gender-Gaga, Hedonismus im Bildungswesen und die Missachtung natürlicher Gegebenheiten – etwa durch die freie Wahl des Geschlechts – hereinzufallen. Diese geben vor, den Menschen mehr Freiheit zu geben, öffnen jedoch die Türen für Machtmissbrauch. Wenn ich mich heute zur Frau erklären kann, warum sollte die Regierung mich nicht morgen zum Schwein erklären und schlachten?

Die Liberalen haben gute Gründe, von den Konservativen die Achtung vor natürlichen und entstandenen Gegebenheiten zu lernen. Und die Konservativen können mithilfe der Liberalen entdecken, dass es nicht nur Bremsen, sondern auch Antriebe und Ziele braucht.

Peter Ruch, aufgewachsen in Basel, war reformierter Pfarrer in Küssnacht am Rigi.



Ascona Entdecken: Ascona Lodge*** «Pool and Garden Retreat»

Ascona – Kleinod am Lago Maggiore

Wann haben Sie sich das letzte Mal vom Charme der Dolce Vita nach Tessiner Art verführen lassen? Mit unserem exklusiven Angebot in der Ascona Lodge haben Sie die Gelegenheit einen unvergesslichen Aufenthalt im Herzen von Ascona zu erleben.

Ferien mit mediterranem Ambiente und mildem Klima im beliebtesten Ferienort am Lago Maggiore. Lassen Sie sich inspirieren vom besonderen Charme von Ascona, dem See und den umliegenden Tälern. Entdecken Sie das Tessin im Ascona Lodge*** «Pool and Garden Retreat»

Sie logieren in einem der 30 komplett renovierten Zimmern mit Balkon oder Terrasse. Der Garten mit Pergola, Liegewiese und beheiztem Schwimmbad machen Ihren Aufenthalt unvergesslich.

Für das kulinarische Wohl sorgt das reichhaltige Frühstück mit lokalen Produkten. Eine Kombination aus Kreativität und Geschmack

für ein außergewöhnliches Erlebnis ist Ihr Besuch im Restaurant Sensi in Muralto. Die Osteria Nostrana in Ascona und das Grotto Brogini in Losone sind weit über das Tessin hinaus bekannt und der Traum eines jeden Liebhabers von Tessiner Spezialitäten.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. Die intakte Natur und vielfältige Landschaft von Ascona und der Region bietet für jedes Niveau über 1400 km Wander- und Bike Wege, See und Flüsse für alle erdenklichen Wassersportarten sowie Tennis- und Golfplätze. Ascona ist der perfekte Ort für einen Kurzaufenthalt.



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Angebot in der Ascona Lodge***

Leistungen:

- 3 Nächte Zimmer Classic mit Balkon/Veranda
- Frühstücksbuffet
- 1 Ticket für Cardada-Cimetta inklusive Aperò
- Ein 3 Gang Dinner im «Restaurant Sensi» in Muralto inkl. Weinbegleitung
- Parkplatz und TicinoTicket

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 399.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 499.–

Einzelzimmer und Zusatznacht auf Anfrage
Preise inkl. MwSt. exkl. Kurtaxe

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Tel. 091 791 36 92 oder
per E-Mail an: welcome@ascona-lodge.ch
mit dem Kennwort *WELTWOCH24*

Veranstalter:

Ascona Lodge
Via delle Scuole 17
6612 Ascona
www.ascona-lodge.ch



Bern retour: Ladina Heimgartner.



«Echo vom Eierstock»: Ruth Metzler (l.), Ruth Dreifuss.



Tag der Symbolik: Eva Herzog.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Jans, Pult, Nussbaumer, Herzog, Metzler, Amherd, Buchli, Heimgartner, Dreifuss, Atici, Berset

Der FC Nationalrat erhält prominente Verstärkung. Bundesrat **Beat Jans** kickt bei den Fussballern mit. Der Justizminister spielte schon während seiner Zeit als Mitglied der grossen Kammer als linker Aussenverteidiger. Jetzt hat er sein Comeback gegeben. Im Team trifft der Sozialdemokrat auf alte Bekannte wie den Bündner SP-Nationalrat **Jon Pult**, gegen den er sich im Dezember um den Einsitz in die Landesregierung duellierte und deutlich durchsetzte. Bestens aufgelegt trafen sich die beiden mit SP-Nationalratspräsident und Fussball-Enthusiast **Eric Nussbaumer** vor dem Bundeshaus. Der erste Einsatz von Jans war ein voller Erfolg. Die mit ihm verstärkte Truppe der Parlamentarier besiegte eine Auswahl des Energieriesen Axpo mit 4:2.

Während die Männer dem Ball hinterherrennten, versammelten sich am internationalen Tag der Frau am 8. März auf Einladung von SP-Ständeratspräsidentin **Eva Herzog** rund 300 Frauen aus der ganzen Schweiz im Bundeshaus. Thematisch ging es um die finanzielle Unabhängigkeit der Frau, aber es fand auch viel Symbolik statt. Die drei Eidgenossen in der Eingangshalle leuchteten pink, passend zum Outfit von alt Bundesrätin **Ruth Metzler** (Mitte). Zur Unterhaltung spielte der feministische Chor «Echo vom Eierstock» aus Nidwalden auf. Die Gruppe hat sich zum Ziel gesetzt, «unsexistische Jodellieder» zu fördern und traditionelle Volksliedertexte ins «Hier und Jetzt» zu übertragen.

Geplant war, dass auch **Viola Amherd** auftritt. Es sei ihr ein grosses Anliegen, dass sich die Anzahl Frauen in Sport und Armee erhöhe, denn gemischte Teams ergäben bessere Ergebnisse, hätte die Bundespräsidentin der Festgemeinde mitteilen wollen. Doch dazu kam es nicht. Die Mitte-Verteidigungsministerin tauchte nicht auf. Die Diskussion im Bundesrat über das Verhandlungsmandat für ein Rahmenabkommen mit der EU dauerte zu lange. Frauenförderin Amherd musste Prioritäten setzen.

Unter den 300 Gästen befanden sich einige bekannte Gesichter, darunter **Steffi Buchli**, Chief Content Officer beim *Blick*, und **Ladina Heimgartner**, CEO von Ringier Medien Schweiz. Für die Ex-Eishockeymoderatorin Buchli war es sicher ein interessanter Abstecher in für sie ungewohnte Gefilde. Die Medienkaderfrau besticht nicht gerade mit Analysen und Einschätzungen zur Schweizer Politik. Sie war sich vielleicht auch deshalb nicht bewusst, dass sie ausgerechnet auf der rechten Seite des Nationalrats ihren Platz einnahm. Wer die Verhältnisse in Bern kennt, weiss, der angestammte Platz des Boulevardblattes ist in der linken Hälfte anzusiedeln.

Eine linke Ikone ist **Ruth Dreifuss**. Das zeigte sich auch wieder an diesem Anlass. Die zweite Bundesrätin in der Geschichte der Eidgenossenschaft (1993 bis 2002) wurde von den Frauen mit stürmischem Applaus begrüsst. Anschliessend leitete die heute 84-jährige Genferin bestens gelaunt einen Workshop.

In der Politik gibt es immer wieder wunderbare Wendungen. **Mustafa Atici** wollte Nachfolger von **Alain Berset** werden, zog seine Kandidatur aber zurück. Bei den Nationalratswahlen zog er trotz eines guten Resultats den Kürzeren und wurde abgewählt. Der Basler SP-Mann mit kurdischen Wurzeln stand als der ganz grosse Verlierer da. Jetzt deutet alles darauf hin, dass er am 7. April im zweiten Wahlgang den Sprung in den Regierungsrat schafft. Zudem dürfte der profilierte Bildungsexperte das Erziehungsdepartement übernehmen können. Nicht schlecht für einen Politiker, der im Herbst das Ende seiner Karriere in Aussicht hatte.

Nicht am Ende, sondern erst richtig am Start ist das Ringen um den Rahmenvertrag z.o. Die SVP startete am Dienstagmittag ihre Kampagne gegen den Deal mit dem Staatenbund. Dafür liess sie von der Bundeshausterrasse Ballone aufsteigen mit einem Wettbewerb. Der Gewinner erhält von der Volkspartei kein Wochenende in Brüssel spendiert, sondern wird inklusive Mittagessen ins Bundeshaus eingeladen. Die Fraktionsmitglieder starteten mit ihrer Aktion einige Minuten früher als geplant – immerhin liefen die Geschäfte im Nationalrat weiter, und die pflichtbewussten Parlamentarier wollten keine Abstimmung verpassen. Sicher ist: Aus der Optik der SVP kann man mit dem Kampf gegen den Vertrag mit der EU gar nicht früh genug beginnen. Zu viel steht auf dem Spiel.

MÖRGELI

Zeitgeist im Züri-Zoo

Seit Severin Dressen aus Aachen als Zürcher Zoodirektor amtiert, wird dort erzogen, was das Zeug hält. Das Personal darf im Januar in der Kantine nur vegetarisch essen. Die Sonderausstellung mit ausgestorbenen Eiszeittieren heisst «Kaltgestellt – Eiszeit im Zoo». «Was hat die letzte Eiszeit mit dem Klimawandel heute zu tun?», lautet die Eingangsfrage. Wenig, denn diese wurde vor rund 24 000 Jahren kaum durch menschengemachten CO₂-Ausstoss beendet – wie uns der Zoo den heutigen Klimawandel erklärt.

Die Führungen durch «Kaltgestellt» erfolgen gendergerecht «mit unseren Zoolführer*innen». Gegen das «menschengemachte Artensterben» gibt's einen wertvollen Tipp: «Einmal pro Woche auf Fleisch verzichten.» Es ist wahrlich eine ökologische Grosstat, wenn wir unseren Bauern die Lebensgrundlage entziehen. Der zweite Tipp lautet: «Saisonale Gemüse und Früchte kaufen.» Sonst könnten ja die Ärmsten der Armen in den Entwicklungsländern durch den Export ihrer Produkte noch etwas verdienen.

Der Säbelzahntiger sei «im Laufe der Klimaerwärmung» ausgestorben. Dann allerdings müsste man anstelle von «Kaltgestellt» eher mit «Warmgestellt» titeln. Dass dieses Raubtier vor 12 000 Jahren verschwunden ist, dürfte kaum an Benzinmotoren, Ölheizungen oder Kohlekraftwerken gelegen haben. Sondern vornehmlich an jagenden Menschen, die diese Tiger essen wollten, statt von ihnen gefressen zu werden. Die Dinosaurier lebten übrigens im letzten Warmklima, dem Mesozoikum. Aber niemand im Zoo Zürich möchte deren Aussterben durch die Klimaabkühlung dokumentieren.

«Der Zoo Zürich schützt die Lebensräume in Südostasien», heisst es weiter. Nur eignet sich ein zoologischer Garten zum «Greenwashing» etwa so schlecht wie Bastien Girods Firma South Pole. Würde man im Zoo nämlich die grüne Ideologie zu Ende denken, müsste man sämtliche eingesperrten Tiere wieder in ihre natürlichen Lebensräume entlassen. Was niemand will, genauso wenig aber hochtrabendes Geschwätz von «Naturschutzzentrum» und «Artenvielfalt».

Das gefährlichste Tier im Zoo ist meistens der Zoodirektor.

Christoph Mörgeli

Eine Frist für die Ewigkeit

Mitte-Präsident Gerhard Pfister möchte für die Armee die Steuern erhöhen – befristet, versteht sich. Er sollte dringend einen Blick in die Geschichtsbücher werfen.

Stefan Millius

Ostern naht. Bei Gerhard Pfister, dem Präsidenten der Mitte dürfte die Vorfreude gross sein. Nicht nur weil es sich um einen hohen Feiertag des Christentums handelt, aus dem seine einstige CVP hervorging. Der Zuger scheint auch höchstpersönlich noch an den Osterhasen zu glauben.

Wie könnte man die Finanzlücken der Armee beseitigen? Mit einer befristeten Erhöhung der direkten Bundessteuer. Oder der Mehrwertsteuer. Das schlägt er in der *NZZ am Sonntag* vor.

Seit über zwanzig Jahren sitzt Pfister im Nationalrat. Die wichtigste Erkenntnis scheint ihn bisher nicht ereilt zu haben: Steuererhöhungen mögen in der Ankündigung befristet sein – in der Realität sind sie es so gut wie nie. Dasselbe gilt für neue Steuern, die als befristet angekündigt werden: Sie kommen, um zu bleiben.

1915 sagten Volk und Stände ja zu einer «einmaligen Kriegssteuer». Das war ein Bruch mit dem Status quo: Plötzlich durften nicht mehr nur die Kantone Steuern eintreiben, sondern auch der Bund selbst. Aus der Kriegssteuer wurde 1919 zunächst die «ausserordentliche Kriegssteuer», 1934 die «Krisenabgabe», weil die Weltwirtschaft schwächelte, dann die «Wehrsteuer», als der Zweite Weltkrieg ausbrach.

1915 ahnte das wohl niemand

Die kreativen Umbenennungen machten es für die Bürger nicht billiger. Die Steuer wollte zudem nicht mehr verschwinden – bis heute. Was in Kriegszeiten entstand, heisst nun «direkte Bundessteuer» und «Mehrwertsteuer». Die als einmalig betitelte Kriegssteuer hält sich also schon über ein Jahrhundert lang. 1915 ahnte das wohl niemand. Gerhard Pfister müsste daher wissen, dass eine neue Steuer und die Erhöhung einer bestehenden nur eine Fahrtrichtung kennen: nach oben.

Pfisters Mitte hat sich selbst in die Situation gebracht, nach neuen Finanzierungsmöglichkeiten suchen zu müssen. Im Rahmen der letzten Budgetdebatte hielt die Partei wenig von Einsparmöglichkeiten. Wo die bürgerliche Seite zur Schere greifen wollte, zog die einstige CVP

mit den Linken mit – erfolgreich. Selbst weiteren Erhöhungen von Ausgaben machte sie als Zünglein an der Waage den Weg frei.

Dennoch feiern sich Gerhard Pfister und seine Leute nun als Retter der Schuldenbremse. Ihnen sei es zu verdanken, dass sie eingehalten werden konnte, steht auf der Webseite der Mitte. Was dort nicht steht: dass das nur mit einem *Buebetrickli* möglich war. Im nächsten Jahr werden 38 Millionen Franken weniger in die Infrastruktur der Bahn eingezahlt, als der Bundesrat vorsah. Die Zahl ist kein Zufall. Wirklich gespart ist damit zwar gar nichts. Aber das Budget ist dadurch auf dem Papier gerade noch knapp konform mit der Schuldenbremse.

Diesen Kunstgriff hätte es gar nicht gebraucht, wenn die Mitte zu Ausgabenkürzungen bereit gewesen wäre. Ebenso unnötig wären nun Pfisters Vorschläge für «befristete Steuererhöhungen», die so sicher wie das Amen in seiner Kirche eines nicht sein werden: befristet.

liebe ist...



... genau das, was mich durch den Arbeitstag trägt.

Schlegeleien im Bundeshaus

Thierry Burkart versteht so viel von Politik wie Elisabeth Baume-Schneider.



Thierry Burkart ist nicht nur Präsident, sondern – man höre und staune – sogar «Zentralpräsident» der Astag, der Schweizer *Lastwägeler*. Er wollte zusammen mit Bundesrat Albert Rösti ein neues LSVA-Modell durchdrücken. Neu sollten auch die Elektrolastwagen Schwerverkehrsabgaben bezahlen. Im Gegenzug würden sie alle vom Bund subventioniert. Das Ziel der Übung: den schnellen Umstieg auf Elektrolastwagen und damit den anstehenden Strukturwandel abbremsen.

Die Schweizer Emissäre wurden in Brüssel eiskalt abgeduscht. Das überarbeitete und in die Vernehmlassung geschickte Projekt sieht deshalb vor, dass Elektrolastwagen bis und mit 2030 – wie bisher – keine Schwerverkehrsabgaben bezahlen. Bestenfalls soll es für die Jahre 2031 bis 2035 etwas Subventionen geben. Aber nur wenn diese an alle in der Schweiz ansässigen Unternehmen ausbezahlt werden. Ein Begräbnis dritter Klasse, über das bisher kein Medium korrekt berichtet hat. Auch weil in der 102 Seiten langen Vernehmlassung keine Zahlen genannt werden.

Was bedeutet das? Elektrolastwagen werden auf der Strasse einen riesigen Produktivitätsfortschritt auslösen. Ein Elektro-Brummer, der im In- und Ausland pro Jahr 150 000 Kilometer bewegt wird, spart dem Eigentümer mindestens 100 000 Franken. Weil auch in Deutschland erstens die Maut tiefer ist und zweitens keine CO₂-Abgaben fällig werden. Und wegen der tieferen Betriebskosten.

Dies wird vorübergehend zu massiven Einnahmeausfällen von absehbar 1,3 Milliarden Franken pro Jahr führen. Bundesrat Rösti wird

bis auf weiteres auf sechsspurige Autobahnabschnitte verzichten müssen. Genauso wie auf seine unsinnigen neuen Bahnprojekte.

Um das Strassennetz zu entlasten, muss man es gleichmässiger auslasten. Vielleicht müsste das Nachfahrverbot für Elektrolastwagen, die lärm- senkend und stromsparend im Konvoi auf Auto-

Wird die Krankenkassen-Initiative angenommen, wird die Schweiz um 13 Milliarden Franken sozialer.

bahnen mit nicht mehr als 50 km/h unterwegs sind, reduziert werden. Leider ist das Duo Burkart/Rösti nur für Strukturhaltung gut. Von innovativer Politik ist wenig bis nichts zu sehen.

Burkart holt jetzt den früheren «Arena»-Moderator Jonas Projer in sein Boot. Anstatt zu überlegen, wie man den unteren Mittelstand zurückgewinnen kann, macht Burkart in Sachen Krankenkasse auf kalten Krieg gegen SP und Gewerkschaften. Das wird – wenn ich mich nicht irre – wie bei der 13. AHV-Rente wieder in die Hose gehen.

Warum? Die SP-Krankenkassen-Initiative verlangt, dass keine Person und kein Haushalt mehr als 10 Prozent des verfügbaren Einkommens für Krankenkassenprämien ausgeben muss. Wie lange dauert es, bis der *Blick* einen entsprechenden Rechner ins Internet stellt? Ist nun wirklich keine Raketenwissenschaft.

Die Kosten der hierfür notwendigen Subventionen tragen zu einem Drittel die Kantone und zu zwei Dritteln der Bund. Wenn nichts pas-

siert, muss der Bundesrat innert drei Jahren das Problem auf dem Verordnungsweg lösen.

Elisabeth Baume-Schneider hat – wie ihr Auftritt nach der Annahme der AHV-Initiative gezeigt hat – verdammt viel Luft nach oben. Irgendwie hat sie in ihrer Jugend bei den Schulungskursen der Trotzboxen schlecht aufgepasst. Wenn die Krankenkassen-Initiative auch noch angenommen wird, wird die Schweiz um 13 Milliarden Franken sozialer.

Schlegelei 1 — Das von der Nationalbank unabhängige Observatorium kritischer Ökonomen fordert drei Dinge. Erstens: Der Jordan-Klon Martin Schlegel darf nicht dessen Nachfolger werden. Zweitens: Das Direktorium muss neu sieben Mitglieder umfassen. Drittens: Die Ausschüttungen der Nationalbank an Bund und Kantone sind zu erhöhen und zu verfestigen.

Schlegelei 2 — Der Bankrat, das interne Aufsichtsorgan der Nationalbank, ist brav wie Anton. Niemand stellt deshalb seiner Präsidentin Barbara Janom Steiner auch nur eine einzige Frage. Alles wird von Finanzministerin Keller-Sutter ferngesteuert. Deshalb lobt die NZZ neu den eben noch kritisierten Martin Schlegel. Unter anderem als Vegetarier.

Schlegelei 3 — Niemand erhält alle Sugus auf einmal. Die beiden SP-Bundesräte sollten Schlegel akzeptieren, wenn die Nationalbank pro Jahr 13 Milliarden Franken sozialverträglich in die Kassen von Bund und Kantonen spült. Nur so ist die Schuldenbremse zu retten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

SBB gegen Bundesrat

Der Rahmenvertrag mit der EU lässt den Schweizer Bahnverkehr zusammenbrechen. Das sagen die Chefs der Schweizerischen Bundesbahnen und der Bahngewerkschaft.

Christoph Mörgeli

Man spricht Klartext. Allerdings vorerst nur hinter verschlossenen Türen. Gegenüber Parlamentariern warnte Vincent Ducrot, oberster Chef der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB), nachdrücklich vor den Folgen des Anbindungsvertrags an die Europäische Union. Das definitive EU-Verhandlungsmandat, das eine Bundesratsmehrheit verabschiedet hat, umfasst nämlich als binnenmarktrelevantes Abkommen auch den Landverkehr. Und dieses Abkommen hat es in sich. Viele Schweizer Mitbürger machen sich wohl weniger Gedanken über institutionelle Fragen. Es ist denkbar, dass sie sich nicht gross aufregen, wenn die EU künftig auf allen Stufen unseres Gemeinwesens Recht setzt und wenn unsere direkte Demokratie unter den erpresserischen Druck von «Ausgleichsmassnahmen» Brüssels kommt. Als ziemlich gesichert steht aber fest, dass die Einwohner dieses Landes nicht wollen, dass der öffentliche Verkehr wegen der EU aus den Fugen gerät.

Täglich 1,32 Millionen Passagiere

Doch genau durch die Marktöffnung im internationalen Personenverkehr (IPV), welche die EU erzwingen will, droht eine massive Beeinträchtigung des Schweizer Bahnsystems. Laut SBB-CEO Vincent Ducrot haben seine österreichischen Kollegen bezüglich Qualität und Pünktlichkeit mit der EU ausgesprochen schlechte Erfahrungen gemacht. So könnten sie den Knoten Salzburg-Nord nicht mehr anfahren, weil dort die Konkurrenz die Schiene benutze. Ducrot urteilte klipp und klar, dass es bei einer Marktöffnung nicht mehr möglich wäre, das Schweizer Taktssystem aufrechtzuerhalten. Und er prophezeite Probleme, wenn nur schon zwanzig Prozent der Verbindungen auf gewissen Korridoren für internationale Anbieter geöffnet würden. Unter allen Umständen müsse die Schweiz sicherstellen, dass die Trassenvergabe – also die Führung der Bahnstrecken

– in den eigenen Händen bleibe und nicht dem EU-Recht unterstellt werde. Aber gerade um diese Unterstellung unter EU-Recht geht es ja Brüssel mit seinem institutionellen Ansatz.

Beim grossen Zugsunglück im Gotthard-Basistunnel vom letzten August mussten die SBB unverzüglich ausreichende Kapazitäten für den Personen- wie für den Güterverkehr zur Verfügung stellen. Man entschied, die Personenzüge über die alte Panaromastrecke zu leiten und den Tunnel für den Güterverkehr zu nutzen. Diese effiziente Lösung wäre laut SBB-Chef Vincent Ducrot mit einem geöffneten EU-Markt nicht möglich gewesen. Neben der Hoheit über die Trassenvergabe müsse das gutfunktionierende Kooperationsmodell beibehalten und dürfe nicht durch ein Wettbewerbsmodell ersetzt werden. Auch die Tarifhoheit mit Halbtax- und Generalabonnement könne die Schweiz nicht aus der Hand geben.

Unser Land hat in den letzten Jahren viel Geld in das Schienennetz investiert. Anfang Woche gaben die SBB bekannt, dass sie mit täglich 1,32 Millionen Menschen so viele Passagiere wie noch nie befördert haben. Auch wenn der öffentliche Verkehr unter dem ständig zunehmenden Bevölkerungsdruck ächzt und die Komplexität des Systems darum massiv zugenommen hat: Das Schweizer Qualitätsniveau wird nirgendwo im übrigen Europa erreicht. Im letzten Jahr trafen 92,5 Prozent unserer Züge mit weniger als drei Minuten Verspätung an ihrem Ziel ein. Demgegenüber sind im EU-Raum Verspätungen

fast schon üblicher als pünktliche Einfahrten. Die geplanten Infrastrukturbauten in Deutschland und Italien stecken manchenorts in illusorischer Ferne fest, der Betrieb wird immer wieder durch Streiks erschüttert. Darum gibt es auch nur wenige grenzüberschreitende Verbindungen, die klaglos funktionieren. Zwischen der offiziellen Wettbewerbsposition der EU und den Bedürfnissen der Staaten beziehungsweise der Bahnbenutzer klafft eine riesige Lücke. Bahn-



«Büchse der Pandora»: SEV-Chef Hartwich.



Showdown auf Gleis 1.

chef Vincent Ducrot sagt wörtlich: «Das Modell der EU funktioniert leider nirgends.» Falls sich die Schweiz nicht vorsehe, werde die Qualität zwangsläufig absinken.

Im Vergleich zu anderen Ländern besitzt unser Land eine extrem hohe Trassendichte, hauptsächlich bei den für EU-Konkurrenten interessanten Korridoren wie Zürich–Mailand oder Zürich–München. Speziell die Strecke Zürich–Winterthur–St. Gallen ist zwischen 5.30 Uhr und Mitternacht komplett ausgelastet, so dass kaum mehr Trassen verfügbar sind. An nur nächtlich benutzbaren Trassen sind weder die Kunden noch Wettbewerbsteilnehmer wie Flixbus interessiert. Bei der geplanten Öffnung verlangt die EU, das Trassen an andere Bahnen abgetreten werden, die unpünktlich ankommen und Anschlüsse nicht garantieren können. Damit internationale Züge in der Lage sind, taktüberlagert zu verkehren, müssten unsere Hauptkorridore um genügend Trassen mit Doppelspurinseln erweitert werden – mit Kostenfolgen von vie-

len Milliarden. Die heutigen SBB sind stolz, jeden Tag etwa 90 000 Anschlüsse mit einer Anschlussgarantie von 99 Prozent anbieten zu können. Brüssel hingegen verlangt eine zentrale EU-Trassenvergabeestelle. Unschwer, sich vorzustellen, dass dann beispielsweise im Bahnhof Zürich Stadelhofen, wo fast jede Minute ein Zug fährt, das fein austarierte System zusammenbrechen würde.

Cassis beschwichtigt

Weit weniger dezidiert als SBB-Chef Vincent Ducrot äusserte sich Peter Füglistaler, Chef des Bundesamtes für Verkehr (BAV): Ausländische



Unternehmen könnten künftig ein Gesuch stellen, «um Verkehre in der Schweiz zu führen», erklärte er letzten Freitag an der bundesrätlichen Medienkonferenz. Dies sei in den Verhandlungen vertraglich abzusichern, damit man «insbesondere innenpolitische Ängste aufnehmen kann». Der Taktverkehr sei konzessionsrechtlich geschützt, so Füglistaler: «Aber zwischendurch nehmen wir gerne Züge am Tage und in der Nacht.» Solch lockeren Ankündigungen dürften die immer zahlreicheren, ohnehin schon lärmgeplagten hiesigen Geleise-Anwohner wenig erfreuen.

Bundesrat und Bundesamt zerstreuen die Bedenken der Fachleute mit dem Schlagwort «kontrollierte Öffnung». Aussenminister Ignazio Cassis – nicht bekannt als Spezialist in Fragen des öffentlichen Verkehrs – behauptete keck, es gehe lediglich um 5 Prozent aller Zugverbindungen. Wer es glaubt, ist selber schuld. Schon bei der Einführung der EU-Personenfreizügigkeit hat sich der Bundesrat bei seinen Zuwanderungs-

prognosen um den Faktor zehn geirrt. Und die Kosten des Schengen-Vertrags mit der EU berechnete er im Abstimmungsbüchlein um den Faktor zwanzig zu gering.

Selbstverständlich verkündete Ignazio Cassis, die Schweiz wolle am Kooperationsmodell festhalten, also kein Konkurrenzmodell dulden. Zudem werde unser Land die Zugtrassen auf seinem Territorium selber vergeben und den Taktfahrplan eigenständig weiterführen, genau wie die Tarifformen. Die Qualitätsansprüche an den öffentlichen Verkehrs seien ebenso ungefährdet wie die Schweizer Branchenlöhne. Nur entspricht es dem Wesen des vom Bundesrat gewählten institutionellen Paketansatzes, dass künftiges EU-Recht übernommen werden muss und die EU letztinstanzlich über die Auslegung dieses Rechts entscheidet. Da staatliche Beihilfen verboten sind, könnten dereinst auch die SBB abgestraft werden. So wurde die französische SNCF bereits gebüsst, weil sie staatliche Gelder in den Güterverkehr transferiert hat. Auch die Deutsche Bahn (DB) ist diesbezüglich über die weitere Entwicklung in Brüssel verunsichert. Jedenfalls dürfte der Europäische Gerichtshof im Streitfall Diskriminierung wittern und einschreiten.

Immer neue Forderungen

Wer der EU einmal den kleinen Finger gibt, spürt rasch die ganze Hand umklammert. Ist ein institutionelles Abkommen erst einmal abgeschlossen, gibt es auch für den öffentlichen Verkehr kein Zurück. Ein absolutes Nein spricht deswegen Matthias Hartwich, Präsident der Gewerkschaft des Verkehrspersonals (SEV) und SP-Mitglied. Schon Ende 2022 hat die EU der Schweiz gedroht, sie müsse im internationalen Bahnverkehr mehr Wettbewerb zulassen, sonst werde sie von der Europäischen Eisenbahnagentur in die Zange genommen. Im Klartext heisst das laut Hartwich, dass Anbieter wie Flixbahn oder Westbahn auf eigene Faust grenzüberschreitende Verbindungen in der Schweiz betreiben können. Doch solche Billiganbieter interessieren nur rentable Linien, sie überlassen das unrentable Geschäft gerne den Staatsbahnen. Was einer typischen Rosinenpickerei entspricht, welche Brüssel im umgekehrten Fall jeweils so lautstark anprangert. Die Eisenbahnergewerkschaft fürchtet Qualitätsrisiken, Trassenkonflikte, eine Gefährdung des nationalen Verkehrs durch Kabotage – also das hiesige Be- und Entladen durch ausländische Unternehmen – und damit Schwierigkeiten, unsere Sozialstandards durchzusetzen.

Der aus Bremen stammende SEV-Präsident Matthias Hartwich warnt, dass ein Nachgeben hiesse, die Büchse der Pandora zu öffnen. Denn wenn die Tür erst einmal aufgestossen werde, gebe es kein Schliessen mehr: «Das ist eine Ein-



«Taktssystem bedroht»: SBB-CEO Ducrot.

ladung an die EU-Bürokraten, immer neue Forderungen zu stellen. Das Parlament muss Sorge tragen, dass die Verwaltung nicht den funktionierenden Schienenverkehr in der Schweiz aufs Spiel setzt.» Nur schon ein Blick nach Skandinavien oder Grossbritannien zeige, wie man es nicht machen dürfe: «Darum müssen wir hart bleiben, zumal unser Alpenland mitten in Europa auch verkehrspolitische

Trümpfe in der Hand hat.» Die NZZ titelte über den kämpferischen Bahngewerkschafter: «Der Deutsche, der vor deutschen Zuständen bei der Schweizer Bahn warnt». All jenen, welche die Öffnung als wenig dramatisch beurteilen, führte Hartwich den Dammbbruch drastisch vor Augen: «Das ist, wie wenn man sagen würde: Lassen wir doch ein paar englische Autofahrer auf der linken Seite fahren.»

Fast so skeptisch gibt sich der Verband öffentlicher Verkehr (VÖV), dem 130 Transportunternehmen, von den SBB bis zur Braunwaldbahn, angeschlossen sind. Auch der VÖV wendet sich dezidiert gegen eine Öffnung des internationalen Personenverkehrs, da das Regelwerk des Schweizer Angebots eine ungleich bessere Qualität aufweise als jenes der EU. Das auf Wettbewerb ausgerichtete EU-System sei keineswegs ein Erfolgsmodell und nicht kompatibel mit dem ausgeklügelten Kooperationsystem der kleinräumigen Schweiz. Die hiesigen Errungenschaften des öffentlichen Verkehrs sollten erhalten bleiben. Man möge in Brüssel verhandeln, aber nicht nach dem «Prinzip Hoff-

«Das Modell der EU funktioniert leider nirgends», sagt Bahnchef Vincent Ducrot.

nung». Vielmehr müssten klare Zusicherungen seitens der EU vorliegen und im Vertragstext ohne Auslegungsspielraum festgesetzt werden.

Bundesrat Ignazio Cassis unterliess es an der Medienkonferenz zum Verhandlungsmandat nicht, im Zusammenhang mit der EU von «politischem Druck», «politischem Machtspiel» und «willkürlichen Ausgleichsmassnahmen» zu sprechen. Umso mehr könnte man einwenden, die Schweiz dürfe sich nie und nimmer einem Staatengebilde unterordnen, das Druck, Macht und Willkür auf andere ausübt. Und Cassis meinte wörtlich: «In einer zunehmend instabilen Welt ist es entscheidend, stabile und sichere Beziehungen zu den Nachbarländern zu haben.» Leider brächte das institutionelle Landverkehrsabkommen mit der EU für unseren öffentlichen Verkehr das genaue Gegenteil, nämlich Überforderung, Überlastung und Überflutung.

Verliebt in die Steuererklärung

Sie ist es, was ich, neben der Sauna, zur Entspannung brauche.

Linus Reichlin

In der Primarschule galt bei uns katholischen Schülern ein Beichtzwang. Folglich musste man sich einmal in der Woche einige Sünden ausdenken. Denn im Beichtstuhl zu sagen, man habe diese Woche nicht gesündigt, wäre gewesen, als würde man in einem Schuhgeschäft zum Verkäufer sagen: «Guten Tag, ich möchte keine Schuhe kaufen.» Der Pfarrer erwartete einfach Sünden, also lieferte man ihm einige harmlose Vergehen («Habe die Hausaufgaben nicht gemacht»), und wenn man merkte, dass es ihm zu wenig war, bot man ihm noch eine Lüge an oder dass man das Meerschweinchen über den Sofarand gestossen hatte. Wenn alle Sünden ordentlich angemeldet worden waren, kam der schöne Teil: Man erhielt eine Strafe. Man musste drei «Ave Maria» und zwei «Vaterunser» beten, und wenn man das gemacht hatte, fühlte man sich wie später als Erwachsener nach der Sauna: total entspannt und leicht, innerlich ruhig wie ein Bergsee.

Immer gleich sofort

Wenn man auch als Erwachsener noch zur Beichte geht, bräuchte man eigentlich keine Steuererklärung, rein theoretisch, und auch keine Sauna. Als Agnostiker hingegen benötige ich zu meiner Entspannung die Sauna, aber vor allem die Steuererklärung. Denn sie verschafft mir über die rein körperliche Entspannung hinaus einen inneren Frieden, den man nur durch die Absolution erreicht. Andere Steuerpflichtige beantragen in jedem Januar ein Gesuch um Fristerstreckung, doch ich kann den Januar kaum erwarten. Noch nie habe ich eine Fristerstreckung beantragt – für mich wäre das so, wie wenn ich bei der Frau, mit der ich schlafe, eine Fristerstreckung für meinen Orgasmus beantragen würde. Ich will es immer jetzt sofort haben, am besten gleich am 1. Januar, und ich ärgere mich sehr (diese Kritik ist direkt an das kantonale Steueramt gerichtet!), dass man den Freigabecode für die Einreichung der Online-Steuererklärung erst am 31. Januar erhält! Allerdings muss ich der Wahrheit zuliebe sagen, dass die lange Wartezeit das ekstati-

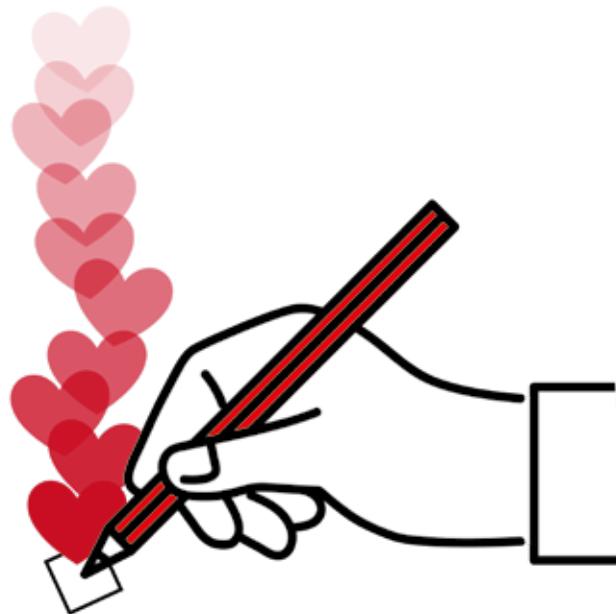
sche Glücksgefühl, das ich jeweils empfinde, wenn ich die ausgefüllte Steuererklärung online abgeschickt habe, noch steigert.

Ich behaupte übrigens nicht, dass die Zahlen in meiner Steuererklärung alle stimmen. Unter uns gesagt, ist meistens die einzige Zahl, die wirklich stimmt, die meines Geburtsdatums in den Personalien. Und die AHV-Nummer – aber das war's dann auch. Wie schon früher bei der Beichte geht es in der Steuererklärung nicht darum, dass die Angaben, die man macht, der Wahrheit entsprechen – es darf sich ruhig um eine Mischung aus Erfindung und Halbwahrheiten handeln. Entscheidend ist der Akt der Beichte selbst – und die Auferlegung der Busse (im Fall der Steuererklärung der Steuerbetrag), nach deren Ableistung man in den Genuss der Absolution kommt. Endlich kann man sich zurücklehnen und mit geschlossenen Augen den wundervollen Zustand geniessen, mit dem Staat vollkommen im Reinen zu sein.

Wenn ein Deutscher, ein Schwede oder gar ein Däne das liest, werden sie denken, dass ich verrückt bin. In diesen Ländern geht es beim Steuersatz weniger idyllisch zu als in der Schweiz – und vermutlich herrschen auch im Beichtstuhl härtere Konditionen. Bei uns gab sich der Pfarrer schon mit drei oder vier Sünden zufrieden, aber in den genannten Ländern knöpft er den Beichtenden vermutlich 120 Sünden ab plus noch 10 Sünden für die Uk-

Da ich pro Jahr nur einmal eine Steuererklärung ausfüllen darf, habe ich angefangen zu spenden.

raine. Nein, im Ernst: Schön und befreiend ist das Ausfüllen der Steuererklärung natürlich nur, wenn man nicht das Gefühl hat, dass man mit seiner Unterschrift einen Raubüberfall des Staates legitimiert. Davon kann in der Schweiz keine Rede sein. Hier sind Steuern eher eine



karitative Angelegenheit: Der Staat hält den Steuerzahlern den Plastikbecher hin, und aus Mitleid legt man den 13. Monatslohn rein. So etwas wie «Steuerlast» existiert hier gar nicht. Das Bezahlen der Steuern erdrückt hier niemanden, sondern es löst psychische und physische Verspannungen und führt zu einem tiefen Wohlbefinden, dessen einziger Nachteil darin besteht, dass es ein gewisses Suchtpotenzial besitzt. Da ich pro Jahr nur einmal eine Steuererklärung ausfüllen darf, habe ich angefangen zu spenden. Ich unterstütze einen Kindergarten in Zimbabwe, die Huthis im Jemen und eine schöne alleinerziehende Mutter namens Greta. Ich spende nur kleine Beträge, denn schon zwanzig Franken genügen mir, um fast denselben Absolutionskick zu erleben wie bei der Steuererklärung.

Vollständig und wahrheitsgetreu

So. Aber was, wenn ich jetzt sage, dass alles, was ich hier geschrieben habe, gar nicht stimmt und nur eine Mischung aus Erfindung und Halbwahrheiten ist? Vielleicht stimmt sogar der Ausdruck «Halbwahrheiten» nicht, vielleicht ist alles, was ich geschrieben habe, eine glatte Lüge? Vielleicht hasse ich es in Wirklichkeit, die Steuererklärung auszufüllen, und empfinde beim Abschicken tiefe Abscheu gegenüber dem Steueramt? Ich kann Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, in dieser Situation nur eines empfehlen: Machen Sie es wie alle kantonalen Finanzbeamten, die meine Steuererklärung geprüft haben: Glauben Sie einfach, dass meine Angaben vollständig und wahrheitsgetreu sind.

Magischer Moment

Die britische Sängerin Raye erobert die Popwelt. Kein Wunder, bei diesen Tränen.

Das Schicksal weiblicher Teenager, die den Schritt vom Popfan zum Popstar wagen, ist meist nicht glücklich, wie das Elend von Britney Spears zeigt. Als Raye – Rachel Agatha Keen – vorletzte Woche gleich sechs Brit Awards einheimste (ein Rekord, mehr sogar als Adele 2022), war das ein magischer Moment, als könnte das Märchen eher glücklich mit einem Regenbogen statt mit Sucht und vergifteten Äpfeln enden.

Das Debütalbum der 26-Jährigen, «My 21st Century Blues» – es klingt, als träfen sich R&B, Pop, Soul und Balladenkunst zu einer improvisierten Hausdachparty in der City – schildert detailliert Rayes sieben traurige Jahre, während deren sie bei einem grossen Label unter Vertrag stand. In den sozialen Medien beklagte sie sich 2021, man habe ihr die Veröffentlichung auch nur eines der vier Alben verweigert, die vertraglich vereinbart waren. Stattdessen wurde sie als Gastsängerin an superberühmte DJs verhöckert.

Fluchen wie Adele, aber besser

Nachdem sie sich von dem Label getrennt und selbständig gemacht hatte, rechnete man nicht mit mehr als ein paar Artikeln in bedauerndem Ton über sie. Zu sehr ähnelte sie Amy Winehouse, und ihr Weg – vom Gospelchor über eine kirchliche Schule bis zur selben Bühnenkunstschule wie Winehouse – wirkte auf unheimliche Weise wie ein schwarzes christliches Pendant zu Amys unsicheren ersten Schritten.

Als Teenager flog sie von der Schule, wurde von einem Produzenten sexuell genötigt und entwickelte einen Hang zu Alkohol und Drogen. Doch statt zu einem weiteren Mitglied des traurigen «Club 27» zu werden, gelang es ihr, die Kurve zu kriegen.

Raye ist eine moderne junge Frau und gehört zu der Generation, die «geistige Gesundheit» zu einem solchen Fetisch gemacht hat, dass sie zu Humorlosigkeit und Selbstdramatisierung neigt. «Body Dysmorphia» ist alles andere als ein guter Songtitel und ist bezeichnend für vieles, was in der modernen Musik schief läuft: Der Titel klingt eher nach dem Beipackzettel



Irgendwo schwebt Amy: Sängerin Raye.

eines Medikaments als nach einem nachdenklichen Song über Erfahrungen der Sängerin. Andere Songs dagegen sind raffiniert und eindringlich.

Bei der Verleihung der Brit Awards wurde «Oscar Winning Tears» sozusagen auf den Kopf gestellt, als Raye nämlich beim sechsten Mal, da sie auf die Bühne trat, in Tränen ausbrach und dies mit den Worten «Rotz und Wasser heulen im staatlichen Fernsehen» kommentierte, bis ihre Stimme schliesslich ganz versagte. Irritierend oft macht sie die eigenen Leistungen

nieder und verwendet dazu so viele Schimpfwörter wie Adele – allerdings ist sie jetzt schon eine viel bessere Songschreiberin, Performerin und Sängerin, als Adele es je gewesen ist.

Irgendwo schwebt Amy und wirft lächelnd dieser jungen Frau einen Kuss zu, die nun Erfolg hat in einem Alter, da Amy selbst kurz vor dem Tod stand.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

«Selenskyj würde das politisch wohl nicht überleben»

Die Zeit für Friedensverhandlungen sei noch nicht gekommen, sagt Thomas Greminger. Der heutige Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik war als hoher OSZE-Vertreter nahe dran an der Aushandlung der Minsker Abkommen. Trotz vieler Rückschläge blickt der Schweizer Diplomat leise optimistisch auf den Ukraine-Krieg.

Rafael Lutz

Wie geht es weiter im Ukraine-Krieg? Diese Frage beschäftigt viele Sicherheitsexperten auf der ganzen Welt. So auch Thomas Greminger, der seit 2021 Direktor des Genfer Zentrums für Sicherheitspolitik (GCSP) ist. Für dieses analysierte er in seiner kürzlich veröffentlichten Schrift «Perspectives for the War in Ukraine» die jüngsten Entwicklungen in der Ukraine, einem Land, das Greminger bestens kennt. 2014 leitete er den Ständigen Rat der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) und war beteiligt daran, deren Beobachtermission in der Ukraine einzurichten.

Von 2017 bis 2020 amtierte er als Generalsekretär der Organisation und führte wiederholt Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem damaligen Berater Putins. 2023 ist Greminger zudem kurzfristig als Kandidat für das neugeschaffene Amt des Staatssekretärs für Sicherheitspolitik (Sepos) gehandelt worden. Im Interview mit der *Weltwoche* spricht der Sicherheitsexperte über Auswege aus dem Ukraine-Krieg, eine mögliche Trump-Präsidentschaft sowie über den von Aussenminister Ignazio Cassis angekündigten «Friedensgipfel».

Weltwoche: Herr Greminger, in den USA bringt sich Donald Trump in Stellung. Er will für die Republikaner erneut Präsident werden. Was würde sein Comeback für den Fortgang des Ukraine-Kriegs bedeuten?

Thomas Greminger: Mit Trump würde erneut die Unvorhersehbarkeit ins Weisse Haus einziehen. Sechzig-Milliarden-Dollar-Pakete für die Ukraine, die zuletzt im Senat noch eine Mehrheit gefunden haben, blieben chancenlos. Es dürfte noch schwieriger werden, Gelder für die Ukraine lockerzumachen, als es jetzt ohnehin schon ist. Doch einen kompletten Kurswechsel könnte auch Trump nicht vollziehen. Dafür gibt es in der Republikanischen Partei zu viele Unterstützer der Ukraine.

Weltwoche: Trump sagt, dass er den Ukraine-Krieg in 24 Stunden beenden könnte. Was halten Sie von solchen Äusserungen?

Greminger: Nach dem Zweiten Weltkrieg zeichneten die Sieger an der Jalta-Konferenz die Grenzen neu. Dass Trump eine Art Jalta-Konferenz 2.0 realisieren könnte, halte ich für wenig realistisch. Vielleicht träumt er davon. Fakt ist aber: Die politischen Realitäten geben auch einem potenziellen Präsidenten Donald

«Einen kompletten Kurswechsel könnte auch ein Wiedergewählter Donald Trump nicht vollziehen.»

Trump nur einen beschränkten Spielraum. Es gibt grosse Sachzwänge im amerikanischen System. Was man auch nicht vergessen darf: Die private Wirtschaft und insbesondere die Rüstungsindustrie haben ein grosses Interesse daran, dass die Ukraine weiterhin unterstützt wird.

Weltwoche: Sie haben unlängst eine Analyse zum Ukraine-Krieg veröffentlicht. In dieser zeichnen Sie stellenweise ein optimis-

tisches Bild. Ihrer Meinung nach hat längst ein Umdenken stattgefunden unter Sicherheitsexperten. Man arbeite auf einen Plan B respektive eine Friedenslösung hin. Welche Anzeichen sehen Sie von Seiten der USA und weiterer westlicher Länder hierfür?

Greminger: Die offiziellen Positionen haben sich nicht verändert. «Wir unterstützen die Ukraine, solange es nötig ist» bleibt die Devise der westlichen Allianz. Was sich aber zu verändern scheint, sind die dahinterstehenden Ziele. Es geht nun in erster Linie darum, zu verhindern, dass die Ukraine verliert. Das bedeutet: Im Fokus steht nicht mehr zwangsläufig die vollständige Befreiung der besetzten Gebiete.

Weltwoche: Worum geht es dann?

Greminger: Ein ukrainischer Sieg soll an der erfolgreichen Verteidigung der staatlichen Souveränität sowie den Werten wie Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte gemessen werden. Dies bedeutet wohl, dass die Ukraine zumindest mittelfristig von ihren westlichen Partnern zu einer Rückkehr an den Verhandlungstisch ermutigt wird. Der Entscheid über die Rückkehr an den Verhandlungstisch bleibt aber ein ukrainischer.

Weltwoche: Für wie realistisch halten Sie es, dass sich der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj in absehbarer Zeit für Verhandlungen öffnet?

Greminger: Wir sehen momentan noch keine Signale, die darauf hindeuten, dass er seine Bevölkerung auf anstehende Verhandlungen vorbereitet. Es gibt zudem eine rechtliche Bestimmung, die es ihm gegenwärtig verunmöglicht, mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin zu verhandeln. Diese Auflage könnte er jedoch aufheben lassen, wenn er die Zeit für Verhandlungen für gekommen hält.

Weltwoche: Ist es nicht höchste Zeit für Selenskyj, sich mit dem russischen Präsidenten an den Tisch zu setzen? Die Zeit spielt doch Russland in die Karten, die Ukrainer haben viel grössere Verluste zu beklagen.

Greminger: Die Lage auf dem Schlachtfeld ist in der Tat nicht besonders günstig. Die Ukraine befindet sich in der Defensive. Selens-



«Positive Impulse»: Botschafter Greminger.



Friedenskonferenz ohne Russland? Selenskyj und Scholz unterzeichnen in Berlin eine Vereinbarung über Sicherheitszusagen, 16. Februar.

kyj könnte bloss aus einer Position der relativen militärischen Schwäche verhandeln. Die Ukrainer sind traumatisiert, was den Zeitpunkt von Verhandlungen anbelangt. Die Minsker Abkommen 2014/15 wurden vereinbart, als die Ukraine jeweils unter erheblichem Druck stand. Für Selenskyj kommt die Rückkehr an den Verhandlungstisch in absehbarer Zeit nur in Frage, wenn die Ukrainer militärisch das Momentum wieder auf ihrer Seite haben. Zum jetzigen Zeitpunkt entsprechende Gespräche aufzunehmen, ist für ihn ausgeschlossen. Selenskyj würde das politisch wohl nicht überleben.

Weltwoche: Je länger Selenskyj zögert, desto schlimmer wird es. Erst kürzlich mussten sich die Ukrainer aus Awdijiwka zurückziehen.

Greminger: Ohne Zweifel hat Russland im Moment militärisch leichte Vorteile. Doch mehr als taktisch relevante Erfolge haben daraus bisher nicht resultiert. Es fehlen Anzeichen dafür, dass Russland über die nötigen Kapazitäten verfügt, um einen bedeutenden Durchbruch erzielen zu können. Gewisse alarmistische Berichte aus dem Westen lese ich als ein Signal an den US-Kongress und europäische Regierungen, um damit versprochene Unterstützungen der Ukraine rasch zur Verfügung zu stellen. Der grundsätzliche politische Wille der euro-atlantischen Allianz, die Ukraine nicht verlieren zu lassen, ist weiterhin ungebrochen.

Weltwoche: Vereinzelt gibt es Gerüchte, dass innerhalb fanatischer Militärs bereits Putschpläne herumgeistern. Der ukrainische Präsident hat auch mit Ex-Oberbefehlshaber Walerij Saluschnyj gebrochen. Sind Selenskyjs Tage gezählt?

Greminger: Kurzfristig sicherlich nicht. Inzwischen gibt es aber immerhin wieder eine innenpolitische Debatte. Der ukrainische Präsident muss sich auch kritische Fragen gefallen lassen, was zu Beginn des russischen Angriffs noch ein Tabu darstellte. Die jetzige Kritik zielt aber nicht darauf ab, Verhandlungen voranzutreiben. Eher das Gegenteil ist der Fall. Es gibt keine relevanten politischen Strömungen in der Ukraine, die gegenwärtig für eine Rückkehr an den Verhandlungstisch plädieren.

«Es gibt keine relevanten politischen Strömungen in der Ukraine, die für Verhandlungen plädieren.»

lassen, was zu Beginn des russischen Angriffs noch ein Tabu darstellte. Die jetzige Kritik zielt aber nicht darauf ab, Verhandlungen voranzutreiben. Eher das Gegenteil ist der Fall. Es gibt keine relevanten politischen Strömungen in der Ukraine, die gegenwärtig für eine Rückkehr an den Verhandlungstisch plädieren.

Weltwoche: Sie plädieren in Ihrer Analyse dafür, dass sowohl Russland als auch der Ukraine Sicherheitsgarantien gewährt werden sollten. Dafür benötige es einerseits bilaterale Gespräche zwischen Kiew und Moskau. Andererseits seien Gespräche zwischen den westlichen Staaten und Russland bezüglich Waffenkontrollen not-

wendig. Wie könnte eine Lösung aussehen, die allen Parteien möglichst gerecht wird?

Greminger: Bilateral gilt es einen Waffenstillstand und Elemente einer Rüstungskontrollvereinbarung auszuhandeln. Die Ukraine hat ein Interesse an klaren Auflagen bezüglich der Stationierung russischer Kräfte in Grenznähe. Russland wird auf Höchstgrenzen bezüglich Truppen und spezifischer Waffensysteme auf ukrainischem Boden insistieren. Sicherheitsgarantien für beide Seiten werden hingegen in einem weiteren Rahmen ausgehandelt werden müssen.

Weltwoche: Dürfte ein Nato-Beitritt der Ukraine künftig realistisch sein?

Greminger: Ein solcher wird auf absehbare Zeit nicht gewährt werden. Als zweitbeste Lösung bieten sich die bilateral abgeschlossenen Sicherheits- und Kooperationsabkommen an, wie sie der Ukraine von den G-7-Staaten am Nato-Gipfel 2023 in Vilnius versprochen wurden. Experten bezeichnen diesen Ansatz gern als «Israel-Modell». Für Russland war der angeblich drohende Nato-Beitritt ein Kriegsgrund. Ein verbindliches, langfristiges Nato-Beitrittsmoratorium und eine Verpflichtung, keine bedrohlichen Nato-Infrastrukturen in der Ukraine zu stationieren, könnte eine Kompromisslösung darstellen. Damit würde die «Politik der offenen Tür» der Nato nicht grundsätzlich ausgehebelt,

und eine Kooperation der Nato mit der Ukraine wäre trotzdem möglich.

Weltwoche: Ein kürzlich veröffentlichter Bericht der *New York Times* zeigt, dass die CIA seit Jahren in der Ukraine mehrere Kommandobunker unweit der russischen Grenze unterhält. Auch der sogenannte Abhörskandal rund um die Taurus-Raketen verdeutlicht: Die Nato-Staaten sind stärker involviert in der Ukraine, als viele denken. Besteht die Möglichkeit, dass es in der Ukraine zur direkten Konfrontation zwischen Nato-Soldaten und Russland kommen könnte? Wie hoch schätzen Sie diese Gefahr ein?

Greminger: Es muss mit aller Deutlichkeit gesagt werden, dass ein erhebliches Risiko einer direkten Konfrontation und damit einer unbeabsichtigten Eskalation zwischen Russland und der Nato besteht, solange in Europa ein Krieg geführt wird. Dieses Risiko wird jedoch durch die Präsenz einzelner westlicher Berater

«Als Selenskyj sich 2019 für Minsk I und II starkmachte, bekam er heftigen Gegenwind.»

und Experten auf ukrainischem Boden nicht grösser. Die politisch kritische Schwelle stellt hier die Präsenz von Truppenverbänden dar.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die erwähnten Berichte mit Blick auf mögliche Verhandlungen und einen Plan B ein? Sind Verhandlungsgespräche nochmals schwieriger geworden?

Greminger: Ich denke nicht. Es gibt andere, wichtigere Faktoren, die die Parteien im Moment von einer Rückkehr an den Verhandlungstisch abhalten. Zudem ist die Präsenz dieser Berater für Russland keine Neuigkeit, und Russland hat zwischen 2014 und 2021 im Donbass genau denselben Ansatz praktiziert.

Weltwoche: 2014 leiteten Sie den Ständigen Rat der OSZE und waren daran beteiligt, die Beobachtermission in der Ukraine einzurichten. Die OSZE war auch in die Aushandlungen der Minsker Abkommen involviert. Später stellte man fest, dass diese von der Ukraine gebrochen wurden.

Greminger: Es gab zwischen 2014 und 2021 durchaus Momente, in denen zumindest eine der beiden Seiten willens war, die Abkommen ernsthaft umzusetzen. So beispielsweise im ersten halben Jahr nach der Regierungsübernahme durch Präsident Selenskyj. Es gab jedoch immer beidseitig starke politische Kräfte, die an der Bewahrung des Status quo interessiert waren, so dass diese Möglichkeiten nicht wahrgenommen wurden. Dies rechtfertigt jedoch den militärischen Angriff Russlands nicht. Wie wir aus den Berichten der OSZE-Beobachtermission wis-

sen, gab es keine reale militärische Bedrohung für Russland.

Weltwoche: Die Minsker Abkommen seien bloss vereinbart worden, damit die Ukraine Zeit gewinne, erklärten 2022 Ex-Bundeskanzlerin Angela Merkel sowie die ehemaligen französischen und ukrainischen Präsidenten François Hollande und Petro Poroschenko. Trägt auch der Westen Verantwortung dafür, dass der Krieg in der Ukraine mit dem russischen Angriff 2022 komplett eskaliert ist?

Greminger: Diese Äusserungen haben in der Tat in Russland für viele Diskussionen gesorgt. Man muss aber auch sagen: Das Vertrauen ist auf beiden Seiten an einem Tiefpunkt angelangt. Zu Beginn war die Wahrnehmung der Minsker Abkommen in der Ukraine deutlich positiver. 2016 stand noch eine Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung hinter diesen. Spätestens ab 2018 begann sich das zu ändern. Innenpolitisch nahm der Druck auf die Abkommen zu. Der damalige Präsident Poroschenko kritisierte sie gegen Ende seiner Amtszeit heftig. Als Selenskyj sich 2019 als neugewählter Präsident anfangs noch für Minsk I und II starkmachte, bekam er heftigen Gegenwind.

Weltwoche: Weil rechte Fanatiker keinen Frieden mit Russland wollten.

Greminger: Selenskyj war nach seiner Inauguration bestrebt, den Konflikt zu beenden. Doch es waren die Russen, die sich zum damaligen Zeitpunkt weigerten, den Ukrainern



«Die Schweiz würde auch ohne Sanktionen nicht vermitteln»: Cassis (l.), Selenskyj.

die Hand auszustrecken. Ich führte damals in meiner Funktion als Generalsekretär der OSZE wiederholt Gespräche mit Wladislaw Surkow, dem damaligen Berater Putins. Es gab durchaus auch russische Bestrebungen, den Konflikt zu lösen. Auch deshalb, weil dieser Russland teuer zu stehen kam. Allerdings muss man auch sagen: Der damalige Status quo im Donzbecken war aus russischer Sicht sehr bequem. Denn ein Nato- und EU-Beitritt für

«Der Bundesrat hatte absolut keine Wahl, die EU-Sanktionen nicht zu übernehmen.»

die Ukraine war damit in weite Ferne gerückt. Bis zum Pariser Ukraine-Gipfel im Dezember 2019 hätte es noch Möglichkeiten gegeben, den Konflikt zu beenden. Dass dies nicht geschehen ist, dafür trägt auch Russland eine grosse Verantwortung. Russland war nicht bereit, der Ukraine Konzessionen zu machen. Danach verhärtete sich das Klima enorm. Selenskyj vertrat daraufhin noch härtere Positionen gegenüber den Separatistenregionen. Die Minsker Vereinbarungen sind leider auch eine Geschichte der verpassten Opportunitäten. Und an dieser Stelle möchte ich unterstrichen haben: Auch die Versäumnisse des Westens rechtfertigen letztlich einen militärischen Angriff Russlands nicht.

Weltwoche: Der Schweizer Aussenminister Ignazio Cassis plant nun einen sogenannten Ukraine-Friedensgipfel. Kritiker argumentieren, die Schweiz habe durch die Übernahme der EU-Sanktionen viel an Glaubwürdigkeit verspielt als neutrale Vermittlerin. Was halten Sie dem entgegen? Und wie schätzen Sie den anvisierten Friedensgipfel ein?

Greminger: Der Bundesrat hatte aus aussen- und innenpolitischen Gründen absolut keine Wahl, die EU-Sanktionen nicht zu übernehmen. Diese hindern die Schweiz nicht daran, eine aktive Aussen- und Friedenspolitik zu führen. Im Ukraine-Krieg würde die Schweiz auch ohne den Sanktionsentscheid nicht vermitteln. In Konflikten, in denen Grossmächte Parteien sind, gibt es in der Regel keine klassischen Vermittler, weil diese nicht bereit sind, Mediatoren so viel Kontrolle abzutreten. Wir sollten realistische Erwartungen an die geplante Friedenskonferenz haben, solange es keinen Friedensprozess gibt, der beide Seiten an Bord hat. Kommt die Konferenz mit einem Teilnehmerfeld zustande, das weiter gefasst ist als die bisherigen vier Treffen der nationalen Sicherheitsberater zu Selenskyjs Friedensplan, so könnte sie positive Impulse im Hinblick auf einen Prozess aussenden.

Es ist ein bisschen wie früher

Im Osten Deutschlands kämpfen die Leute um ihre Häuser und ihre Lebensweise. Sie kennen Tricks, halten zusammen und werden sich durchmogeln. Wie damals.

Harald Martenstein

In der Schweiz denken manche: Die Deutschen kriegen einfach nichts mehr hin. Früher waren die Deutschen doch relativ tüchtig! Stimmt nicht. Wir kriegen es hin.

Ich habe ein Haus in der Uckermark, einer schönen Landschaft etwa achtzig Kilometer von Berlin entfernt. Wenn du von Berlin aus achtzig Kilometer Richtung Horizont fährst, dann landest du meistens in einer Gegend, die so einsam ist, dass du nachts die Stimmen deiner Ahnen wispern hörst und wo auf den leeren Landstrassen Wölfe sich paaren.

Hier besitzen fast alle Häuser. Diese Häuser wurden oft noch in der DDR oder kurz nach der Wende billig gekauft. Arbeitskräfte werden überall gesucht. Die potenziellen Arbeitgeber aber schwimmen auch nicht in Geld und schaffen nicht immer den Mindestlohn und die vielen Abgaben. Man arbeitet hier oft schwarz.

Berliner Besitzer von Wochenendhäusern haben ihre Festgeldkonten, die Einheimischen haben Angst vor der Altersarmut. Das, was sie vor der Altersarmut retten kann, ist vor allem ihr Haus, für das sie keine Miete zahlen.

Drohende Gewitterwolken

Die Klimawende, dieses Grossprojekt der deutschen Regierung, ist hier bei den meisten ähnlich verhasst wie die AfD in der linken Szene von Kreuzberg. Ich glaube, wenn die Uckermarker die Wahl hätten zwischen dem Bau

Die Leute glauben aus Erfahrung zu wissen, dass man den Herrschenden nicht über den Weg trauen kann.

von Moscheen in jedem Dorf und der Pflicht, in jedem Haus eine Wärmepumpe einzubauen, dann würden manche eher für die Moschee stimmen.

Das Schlimmste ist, dass fast niemand mehr durchblickt. Zuerst wurde in Deutschland ein diabolisches Heizungsgesetz vorbereitet, das faktisch auf eine Enteignung aller nicht betuchten Hausbesitzer hinauslief. Denn wenn du für eine neue Heizung fast alle Erspar-

nisse los bist, dann musst du beim ersten unvorhergesehenen Ereignis – neues Dach, Krankheit, Unfall oder so – dein Haus verkaufen. Wenn die *Bild* diese Pläne nicht rechtzeitig enthüllt hätte, wäre es womöglich so gekommen.

Wegen der Enthüllung und der ihr folgenden Volksaufstandsstimmung wurden die Pläne abgemildert und ein paar Jahre in die Zukunft verschoben. Die Pläne sind immer noch sehr kompliziert und hängen jetzt wie dunkel drohende Gewitterwolken über den Dörfern. Die Leute glauben ausserdem aus Erfahrung zu wissen, dass man den Herrschenden nicht über den Weg trauen kann und dass die aktuell Herrschenden es zwar gut meinen mit den Wölfen, den Bibern und dem Klima, aber nicht so sehr mit ihnen, den Leuten.

Wenn man Angst und Wut in elektrischen Strom umwandeln könnte, dann wäre in Deutschland das Problem der Energieversorgung längst gelöst.

Die Wärmepumpe ist also das Herzensanliegen der deutschen Regierung. Die Wärmepumpe läuft mit Strom, der aber wegen der noch nicht erfundenen Wutangstkraftwerke und dank diversen Regierungsmassnahmen bei uns immer teurer wird. In der *Zeit* wird ein Architekt mit der Bemerkung zitiert, wer seinen Altbau mittels Wärmepumpe heizen wolle, könne genauso gut seinen Swimmingpool mit dem Küchentauchsieder heizen. Die Wärmepumpe erzeugt nämlich leider gar nicht so viel Wärme, wie ihr Name es nahelegt, vor allem verglichen mit Gas oder Öl. Stattdessen macht sie bizarre Geräusche, die nicht jeder mag.

Eine neue Gasheizung kostet bei uns um die 10 000 Euro, die Wärme- und Geräuschpumpe ab 30 000 aufwärts, da gibt es für Bedürftige Zu-

schüsse. Dazu kommen aber meistens neue Fenster (40 000 kann das schon mal kosten) und eine neue Dämmung der Aussenwände (noch mal 40 000). Grössere Heizkörper (superhässlich) sind auch oft nötig.

Die Wälder sind gross

Die Leute kaufen wie wild neue Gasheizungen und Ölheizungen, weil deren Einbau bald verboten werden soll. Gleichzeitig bereitet man sich auf jedwede Teufelei vor, die denen da oben noch einfallen mag. Es gibt Firmen, bei denen man auch in Zukunft Heizungen

erhält, illegaler Import, es gibt verschwiegene Handwerker, die sie nach Feierabend einbauen werden. Es wird auch diskrete Quellen für Bückware wie Brennholz geben. Die Wälder sind gross. Nachts sieht man den Rauch aus den Kaminen nicht.

Es ist gut, wenn man im Auto einen zweiten, grossen Tank versteckt einschweisst, mit dem man Öl oder Flüssiggas aus Polen oder Tschechien schmuggeln kann, sobald es in Deutschland unbezahlbar geworden ist. Man könnte auch Strom anderswo abzapfen, wenn man ihn legal nicht mehr bezahlen kann, das machen sie in Afrika ja auch.

Die Leute kennen Tricks, sie halten zusammen und werden sich durchmogeln. Wenn die Regeln so sind, dass man sie nicht akzeptieren kann, auch aus Selbstachtung, dann umgeht man sie halt und redet nicht drüber. Wir kriegen das hin. Manche sagen: Es ist ein bisschen wie früher.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. C. Bertelsmann, Fr. 27:90.

Einsame Spitze

Die Luft wird dünn für FDP-Präsident Thierry Burkart. Mit Jonas Projer als Generalsekretär geht er aufs Ganze.

Marcel Odermatt



Als sei ihm die FDP noch nicht störrisch genug: Neo-Dressurreiter Burkart.

Bern

Es war kein Sonntag nach Thierry Burkarts Geschmack. Der FDP-Präsident musste Niederlagen im ganzen Land hinnehmen. Zusammen mit SP und Grünen wollten die Freisinnigen im Wallis eine neue, progressivere Verfassung für den Kanton durchboxen. Das Projekt erlitt mit 57 Prozent Nein-Stimmen eine Abfuhr. In der Urschweiz büsste Partei in zwei Kantonen an Wählergunst ein. In Uri gingen vier von bisher sechzehn Sitzen verloren, in Schwyz einer von zwanzig. Auch in der Ostschweiz befindet sich der Freisinn auf der Verliererstrasse: Im Kantonsrat von St. Gallen verfügt die FDP nun über 19 Vertreter; vor vier Jahren waren noch es 22.

Der Trend bei diesen Abstimmungen vom 3. März passt zum Bild, das Burkart und seine Truppe schon beim nationalen Urnengang im

Viele Freunde hat sich Projer bei seinen kurzen Gastspielen nicht gemacht.

Oktober abgegeben hatten. Auch damals stand die Staatsgründerpartei auf verlorenem Posten und kam noch auf einen Stimmenanteil von 14,3 Prozent oder 0,86 Prozentpunkten weniger als 2019. Diese Talfahrt steht im krassen Widerspruch zu den Aussagen, Versprechungen und Prognosen, die Burkart bei seiner Wahl zum Präsidenten im Oktober 2021 machte.

Wechsel zu Fenaco

Bei seiner Amtsantrittsrede in Biel erklärte er vor den hoffnungsvollen Delegierten, dass die Partei unter seiner Führung wieder auf die Erfolgsstrasse zurückkehren werde: «Lasst uns alle zusammen mit Feuer kämpfen und das *feu libéral* weitertragen. Dann gewinnen wir die eidgenössischen Wahlen im 2023 – und das muss unser grosses Ziel sein!» Er habe ein perfektes Team um sich geschart, um als «Parteiorganisation strukturell-organisatorisch schlagkräftiger» zu werden. Sichtlich stolz posierte der Aargauer Ständerat mit seinen vier

Vizepräsidenten, den Ständeräten Andrea Caroni, Johanna Gapany und den Nationalräten Philippe Nantermod und Andri Silberschmidt.

Gut zwei Jahre nach seiner Wahl ist es für Burkart an der Spitze der Partei einsam geworden. Die beiden Westschweizer Vertreter – Gapany (Freiburg) und Nantermod (Wallis) – gehen schon wieder von Bord. Sie begründen ihren Abgang damit, dass sie mehr Zeit für ihre Familien haben wollen. Das ist bestenfalls die halbe Wahrheit. Tatsächlich will sich Gapany anderswo engagieren. Sie möchte Ende Juni in den Verwaltungsrat von Fenaco, wie die *Weltwoche* im Bundeshaus erfahren hat. Sie werde Mitte-Nationalrat Leo Müller ersetzen, der zurücktritt, wie die Agrargenossenschaft auf Anfrage bestätigt.

Doch nicht nur zwei neue Vizechefs muss Burkart suchen. Nach knapp zwei Jahren im Amt trennt er sich von seinem Generalsekretär Jon Fanzun. Auch den jetzt in Ungnade gefallenem ehemaligen persönlichen Mitarbeiter der beiden FDP-Bundesräte Didier Burkhalter und Ignazio Cassis und EDA-Mitarbeiter lobte Burkart vor 26 Monaten in den höchsten Tönen: «Ich bin überzeugt, dass er dem Generalsekretariat und der Partei wertvolle Impulse verleiht.»

Von dieser anfänglichen Begeisterung blieb wenig übrig. Nach dem Wahldebakel im Herbst suchte Burkart einen Ersatz. Ende Februar machte die FDP bekannt, dass sie fündig geworden sei und Jonas Projer, ehemaliger SRF-Journalist, Blick-TV-Chef und *NZZ am Sonntag*-Chefredaktor, den Posten übernehmen werde. Als Moderator der TV-«Arena» und Brüssel-Korrespondent war Projer bemüht, sich überparteilich zu geben. Kurz nach seinem Weggang vom Gebührensender trat er der FDP bei und bewarb sich um eine Mitgliedschaft bei der Zürcher Traditionszunft «Zur Schmiden», immer noch ein sicherer Hinweis darauf, dass eine Person im Universum von *NZZ* und Freisinn Karriere machen möchte.

Seit seinem Rauswurf an der Falkenstrasse im vergangenen Juni war der fünffache Familienvater auf Jobsuche und klopfte an verschiedenen Orten an. So beispielsweise beim jährlichen Weihnachtstreffen von CH-Media-Verleger Peter Wanner im Dezember. Dort traf er auch auf den ebenfalls anwesenden Thierry Burkart.

Mit dem Engagement Projers geht der FDP-Chef ein grosses Risiko ein. Er verknüpft sein Schicksal mit dem von Projer. Seit 2019 hat dieser in schneller Abfolge von SRF zu Ringier, zur *NZZ* und jetzt zu den Freisinnigen gewechselt. Wer sich in der Branche umhört, dem wird rasch klar: Viele Freunde hat sich Projer bei seinen kurzen Gastspielen nicht gemacht. Ihn verfolgt das Image, undurchsichtig zu handeln und früher oder später mit massgeblichen Leuten in den Clinch zu geraten.

In der Fraktion will man dem Neuankömmling eine Chance geben, es sind aber auch kritische Stimmen zu vernehmen. Neben dem Präsidenten, dem Fraktionschef und dem Bundesrat hat ein Generalsekretär die wichtigste Funktion in einer Partei. Er muss deren Ideen zu hundert Prozent teilen und bereit sein, sieben Tage in der Woche zu arbeiten. Es ist kein Zufall, dass die meisten Stabschefs selbst Politik machten oder machen. Rahel Estermann von den Grünen sitzt im Luzerner Kantonsrat, Tom Cassee von der SP leitete jahrelang linke Kampagnen. Mitte-Funktionärin Gianna Luzio lernte das Handwerk als Bündner Grossrätin, und SVP-General Peter Keller sass bis im Herbst für die Volkspartei im Nationalrat.

Traum vom Bundesrat

Projer soll Burkart helfen, die Kommunikation der FDP zu verbessern. Ein grosses Problem liegt darin, dass Burkart sehr empfindlich auf Medien reagiert, die nach seiner Meinung nicht korrekt über seine Truppe berichten oder es gar wagen, sie zu kritisieren. Dabei kommt es bisweilen zu bizarren Situationen: Eine Zeit-



Lieber Verwaltungsrätin: Johanna Gapany.

Bern mit deutlich mehr Konkurrenz zu kämpfen als in Aarau. Die Ständeräte Andrea Caroni und Damian Müller trauen sich das höchste Staatsamt der Schweiz ebenfalls zu.

Um dem Traum vom Bundesrat am Leben zu erhalten, muss Burkart einen weiteren Absturz des Freisinns verhindern. Die Partei hat

Eine Zeitlang sprach der oberste Freisinnige nur noch mit einzelnen Personen der freisinnigen NZZ.

der *NZZ* mitgeteilt, sie lanciere die Operation «FDP-Turnaround 2027». Sie wolle sich nicht weniger als «neu erfinden». In Arbeitsgruppen und Retraiten bespreche man das «Verlierer-Image» und stelle sich grundsätzliche Fragen. Das Ziel ist laut dem Präsidenten, den «freisinnigen Standpunkt klar zu schärfen». Und: «Wir sind kompromissbereit, aber nicht um jeden Preis, denn wir wollen unsere Politik, so gut es geht, verteidigen.»

Doch vielleicht kommt alles anders. Drei Tage vor dem Urnengang über die milliarden-



Bewerbung am Weihnachtsfest: Jonas Projer.

lang sprach der oberste Freisinnige nur noch mit einzelnen Personen der freisinnigen *NZZ*.

Wie geht es weiter mit der Karriere von Burkart? Wer sich bei Aargauer Politikern umhört, dem werden unterschiedliche Szenarien präsentiert. Am 20. Oktober finden Kantons- und Regierungsratswahlen statt. FDP-Exekutivvertreter Stephan Attiger wird nochmals antreten. Möglich sei aber, dass der Vorsteher des Departements Bau, Verkehr und Umwelt die Legislatur nicht beendet, heisst es.

Würde Burkart diese Chance packen? Leute, die ihn gut kennen, sind sich uneinig. Die einen glauben, dass er Aargauer Regierungsrat werden wolle. Andere meinen, das sei ihm zu wenig. Burkart warte, bis Finanzministerin Karin Keller-Sutter abtrete. Allerdings hat er in

teure Sozialausbau-Vorlage 13. AHV-Rente erschien in der *Schweizer Illustrierten* ein Interview mit Thierry Burkart. Bei den Fragen im People-Magazin ging es nicht um Politisches, sondern der Aargauer erzählte freimütig, dass er sich mit «Gummibärli» belohne, gerne «Kalbsleberli mit Rösti» esse und dass er sich «nackt fühlt», wenn er keine Uhr trage. Am interessantesten war aber die Aussage über sein neues, sehr zeitintensives Hobby. Es sei schon lange ein Wunsch von ihm gewesen, Reiten zu lernen. Und zwar neben Ausreiten auch Dressur. Dabei will es Burkart wissen: «Ich versuche, ein- bis dreimal pro Woche zu trainieren.» Als sei ihm die FDP noch nicht störrisch genug.

Die Prioritäten im Leben eines Menschen können sich schnell verändern.

Das logische Denken der Frau

Wer würde daran zweifeln, dass männliche und weibliche Gehirne unterschiedlich funktionieren? Nun hat die Stanford University herausgefunden, wie gross die Unterschiede tatsächlich sind.

Wolfgang Koydl

Für den amerikanischen Pastor Mark Gungor stand nie ausser Zweifel, dass Männer und Frauen verschiedene Wesen sind und dass sich das in ihren Gehirnen niederschlägt. Anschaulich und amüsant erklärte er seinem Publikum den Unterschied: Das männliche Hirn besteht aus vielen kleinen Schachteln – jeweils für ein Thema: die Sportbox, die Autobox, die Frauenbox. Verbindungen zwischen den Boxen gibt es keine; wechselt der Mann das Thema, schliesst er die eine und öffnet die andere Kiste.

Von Sex zu Strickmode

Das weibliche Gehirn hingegen, so Gungor, sei wie ein elektrisch aufgeladener Knäuel Stahlwolle, in dem jeder Teil mit jedem anderen Teil konstant in hohem Tempo vernetzt ist. Impulse fliegen von Sex zu Strickmode zu Steuererklärungen, weil für die Frau alles mit allem zu tun hat. Was Männer als Sprunghaftigkeit missdeuten, ist für Frauen logisch konsequentes Denken.

Gungor, der sich nicht zufällig auch einen Namen als erfolgreicher Eheberater machte, kann sich nun in seinem unwissenschaftlichen Urteil bestätigt fühlen. Keine geringere Insti-

In 90 Prozent der Fälle unterschied die KI die Hirne der Geschlechter an ihrer Funktionsweise.

tution als die angesehene Stanford University in Kalifornien hat in einer aufwendigen Testreihe genau dies herausgefunden: Weibliche und männliche Gehirne ticken verschieden und bestimmen so unsere unterschiedlichen Verhaltensweisen.

Verständlicherweise haben die Untersuchungen wutschäumende Proteste von Feministen und Frauenrechtlern ausgelöst. Für sie sind Geschlechterunterschiede durch Umwelteinflüsse und Erziehung antrainiert. Biologisch seien sich Männlein und Weiblein bei der Geburt gleich. Erst die Barbie-Puppe macht das Mädchen, der Spielzeugbagger den Jungen – auch im Gehirn. Diese Behauptung hat nun das Team um Professor Vinod Menon, Direktor des La-

Neuronen führen. Ausserdem sind bei Frauen die beiden Hirnhälften besser miteinander vernetzt, derweil beim Mann die Regionen innerhalb einer Hemisphäre stärker verbunden sind. An Gungors Schachtel- und Stahlwollentheorie scheint also etwas dran zu sein.

Die wichtigste Kiste

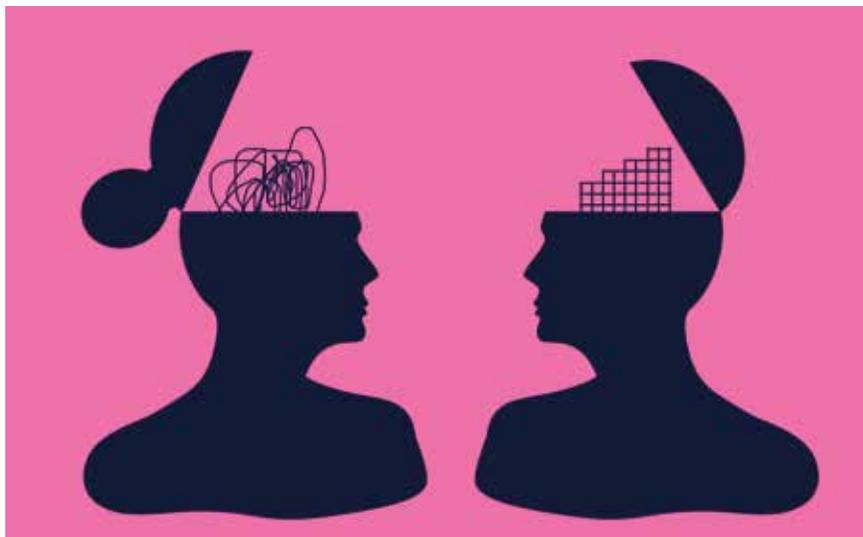
Menons KI konnte nun allerdings mit einem funktionellen MRT des Schädels bei mehreren hundert Probanden zwischen 20 und 35 Jahren nachweisen, wie unterschiedlich aktive Areale des Hirns bei Männern und Frauen arbeiten. Aktive Hirnareale brauchen mehr Sauerstoff und werden daher intensiver durchblutet, was das MRT registriert.

Die Forscher konzentrierten sich auf drei Bereiche: das Striatum, wo Motivation und Belohnung verarbeitet werden, das limbische System, das für Lernen, Gedächtnis und Emotion zuständig ist, und das Ruhezustandsnetzwerk, das vor allem dann aktiv ist, wenn der Mensch ruht. Dann beschäftigt sich das Gehirn gleichsam mit

sich selbst und sinniert über die eigenen Gedankengänge.

In diesem Bereich stellten die Wissenschaftler besonders deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen fest. Was abermals Pfarrer Gungor recht geben könnte. Der identifizierte als wichtigste Kiste im Schachtelkabinett des Männerhirns die «Nothing-Box». Sie sei leer und werde immer dann geöffnet, wenn Männer einer Beschäftigung nachgehen, die strenggenommen keine Beschäftigung ist: Angeln etwa, oder mit der Fernbedienung vor dem Fernsehapparat durch die Kanäle zappen.

Das könnte Frauen nicht passieren. Und man sieht sie auch eher selten mit Gummistiefeln stundenlang im kalten Wasser stehen.



bors für Kognitive und Neurowissenschaftliche Wissenschaften an der Stanford-Universität, erschüttert. Es trainierte künstliche Intelligenz (KI) darauf, Unterschiede der Gehirne im Ruhezustand zu erkennen und zu evaluieren – mit erstaunlichen Ergebnissen. In 90 Prozent der Fälle unterschied die KI die Hirne der Geschlechter an ihrer Funktionsweise.

Das war neu. Schon lange bekannt ist, dass sich die Gehirne von Männern und Frauen strukturell unterscheiden. Männliche sind grösser und enthalten mehr weisse Substanz – tieferliegende, gebündelte Nervenfasern, die Neuronen verschalten. Das Volumen weiblicher Hirne ist kleiner und hat einen höheren Anteil der grauen Masse, durch die Milliarden

Kurzer Rückblick auf Corona

Während Corona haben die Medien versagt. Seitdem versagen sie darin, ihr Versagen aufzuarbeiten.



Genau vor zwei Jahren, im März 2022, kehrte die Normalität zurück. Der Bundesrat hob auch die letzten Corona-Massnahmen auf.

Seitdem warte ich. Ich warte auf eine vertiefte Analyse zur Rolle der Schweizer Medien während der zweijährigen Corona-Periode.

Ich warte vergebens. Keine Schweizer Zeitung, auch nicht das Schweizer Fernsehen, hat sich jemals für das Thema interessiert, wie die eigene Branche in der Pandemie agierte. Und ich bin sicher, ich kann weiterhin darauf warten, bis ich schwarz werde.

Es ist klar, warum die Journalisten die Finger davor lassen, jemals über den Journalismus während Corona nachzudenken. Denn das Nachdenken müsste in eine harte Selbstkritik münden.

Ich glaube, die Zeit zwischen März 2020 und März 2022 war die dunkelste Phase der Schweizer Mediengeschichte. Es war die Zeit, als die Journalisten zu Feinden der liberalen Gesellschaft wurden und sich mit tiefer Überzeugung für die Unterdrückung der Freiheitsrechte einsetzten. Die Schweizer Journalisten hatten eine totalitäre Tendenz.

Besonders deutlich zeigte sich dies im Umgang mit jener Bevölkerungsgruppe, die keine Lust auf eine Corona-Impfung hatte und die, wie man heute weiss, damit vielleicht die vernünftigste Bevölkerungsgruppe war.

Die Journalisten jedoch bliesen gegen die sogenannten «Impfgegner» zur Treibjagd. «Die Impfgegner machen mit dem Virus gemeinsame Sache», tobte etwa die Blick-Gruppe und verlangte, selbst betagte Ungeimpfte

auf Intensivstationen abzuweisen. Die Tages-Anzeiger-Gruppe forderte, man müsse Ungeimpfte «endlich zur Impfung zwingen», und dies ging nur durch autokratische Staatsgewalt.

Das Schweizer Fernsehen wiederum thematisierte den «Lockdown für Ungeimpfte» und meinte damit, nur noch Geimpfte auf öffentlichen Plätzen wie Strassencafés zuzulassen.

Ohnehin wurde die SRG zur besten Plattform behördlicher Covid-Propaganda. Schon früh legte man fest, Bundesrat Alan Berset sei «der

Eine derart klebrige Allianz zwischen Medien und Regierung hatte es zuvor nie gegeben.

richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort». Seine Pressekonferenzen wurden jeweils direkt übertragen und unkritisch bejubelt. Im Interview mit dem Fernsehen konnte Berset gar seine berüchtigte Lüge vorbringen, mit der Impfung «kann man zeigen, dass man nicht ansteckend ist». Jeder SRG-Journalist wusste, dass es gelogen war, aber keiner widersprach.

Den absoluten Covid-Vogel schossen dann aber Ringier und sein *Blick* ab. Anfang letzten Jahres flog auf, dass sich der CEO des Verlagshauses dutzendfach mit dem Büro Berset über Covid-Massnahmen und deren Kommunikation abgestimmt hatte. Eine derart klebrige Allianz zwischen Medien und Regierung hatte es im Schweizer Journalismus zuvor nie gegeben.

Ich würde also gerne von der Chefredaktion des *Blicks*, der SRG und des *Tages-Anzeigers* eine kluge Analyse sehen, wie es dazu kommen

konnte, dass Redaktionen ihre Unabhängigkeit an der Garderobe des Bundeshauses abgaben und zu willfährigen Erfüllungsgehilfen der Regierung wurden. Ich warte seit zwei Jahren darauf, und ich kann warten, bis ich schwarz werde.

Ich muss mich also ans Ausland halten. Der deutsche *Spiegel* beispielsweise publizierte unter dem Titel «Wir Coronaversager» eine Selbstkritik, die sich gewaschen hatte. Kernsatz: «Inzwischen wissen wir, dass viele Pandemiemassnahmen unsinnig, überzogen, rechtswidrig waren.» Dass die *Spiegel*-Journalisten die behördlichen Dekrete dennoch glühend unterstützten, erklärte das Blatt damit, man sei einer «autoritären Versuchung» erlegen.

Ähnlich argumentierte *Ekstra Bladet*, die führende Boulevardzeitung Dänemarks. Sie druckte eine sehr ungewöhnliche Schlagzeile. Sie lautete: «Vi fejlede», auf Deutsch: «Wir haben versagt». Das Blatt entschuldigte sich bei seinen Lesern für die regierungstreue Desinformation, die es in der Corona-Krise geliefert hatte, etwa über viel zu positive Effekte der Impfung und übertriebene Zahlen bei den Erkrankungen.

Dem sagt man Aufarbeitung. «Aufarbeiten» ist eine Lieblingsvokabel der Journalisten. Der *Tages-Anzeiger* etwa will die Probleme der AHV «aufarbeiten». Der *Blick* will das Ende der Credit Suisse «aufarbeiten». Das Schweizer Fernsehen will die Missbrauchsfälle der Kirche «aufarbeiten».

Wenn es um das Aufarbeiten in eigener Sache geht, dann ruht die Arbeit.

Ich kauf mir ein Kind

Die Leihmutterschaft ist eine technisch und ethisch grenzenlose Milliardenindustrie. Frauen werden schamlos ausgebeutet, Kinder wie Objekte behandelt.

Birgit Kelle

Man bestellt es in Amerika, in der Ukraine oder auch in Georgien. Herstellungsmaterial, Ausstattung und Farbe werden nach Katalog ausgesucht. Man bezahlt es und holt es nach Fertigstellung ab. Wir sprechen nicht von Automobilen, sondern von Babys. Die sogenannte «Leihmutterschaft» avanciert damit auf dem Weltmarkt zum Menschenhandel unserer Zeit.

Das Geschäftsmodell funktioniert in verteilten Rollen. Es nutzt den Reichen, den Verzweifelten, den Gebärunwilligen, den Gebärungsfähigen, den Singles und homosexuellen Paaren. Es verdient daran eine Milliardenindustrie der technisch und ethisch grenzenlosen Reproduktionsmedizin. Frauen sind dabei Material und Mittel zum Zweck, sie werden ausgebeutet in der Dritten Welt, in den armen Ländern Europas, in prekären Situationen. Man degradiert sie zu Brutkästen und nutzt ihre Notlagen schamlos aus. Kinder sind das wertvolle Produkt. Sie werden auf dem Weltmarkt zu hohen Preisen wie Ware gehandelt oder auch entsorgt, wenn sie doch nicht so makellos sind, wie auf den Katalogseiten angepriesen.

Keine dummen Fragen, bitte

«Leihmutterschaft» klingt so harmlos, ist sie aber nicht. Wir sind ja hier nicht in einer Bibliothek, wo man Bücher ausleiht und zurückgibt, nachdem man sie fertiggelesen hat. Es wird auch keine Mutter «geliehen», ganz im Gegenteil, die Frau soll auf gar keinen Fall Mutter sein, sondern nur eine reine Brutstätte. Aus der Perspektive des Kindes ist es schlicht Menschenhandel. Eine Degradierung vom Subjekt und Träger individueller Menschenrechte hin zum rechtlosen Objekt, zu einem Ding. Heisst es nicht passend «das» Kind? Es ist ein grosses Menschenexperiment am offenen Herzen und mit der seelischen Gesundheit dieser Kinder.

Das global verkaufte Kind darf nicht unter seinem Schicksal leiden. Es soll bitte unbedingt glücklich und dankbar sein dafür, dass es auf der Welt ist, und später keine dummen Fragen nach seiner biologischen Herkunft stellen – schliesslich war es sehr teuer. Es wird zur Handelsware,

die bitte ohne Produktionsfehler, mit dem richtigen Geschlecht, in der richtigen Anzahl, bei voller Gesundheit, zu erschwinglichem Preis und natürlich pünktlich zum richtigen Zeitpunkt in der Work-Life-Balance seiner Auftraggeber zur Verfügung stehen soll. Jeder hat doch schliesslich diskriminierungsfrei ein Recht auf ein Kind, oder etwa nicht?

Um den Ansprüchen aller Profiteure zu genügen, werden im Namen der Leihmutterschaft weltweit längst anerkannte ethisch-moralische Hürden der zivilisierten Welt wieder eingerissen. Wahlweise im Sinne des medizinischen und technischen Fortschritts, der Antidiskriminierung, der Emanzipation der Frau und des Glücksanspruchs des Einzelnen möchten manche offenbar die Menschenrechte noch einmal neu verhandeln. Alles wieder auf null, nur weil der Mensch jetzt reproduktionstechnisch Dinge kann, die man früher nicht für möglich hielt. Und das hier ist nur der Anfang. Das Gruselkabinett der Reproduktionsmedizin hat noch mehr auf Lager als die künstliche Befruchtung eines angemieteten Bauchs.

Es zählte jedenfalls bislang zu den grossen Errungenschaften der zivilisierten Welt, Sklave-

rei und Menschenhandel zu gesellschaftlichen No-Gos zu erklären, weil sie mit der Würde des Menschen nicht vereinbar sind. Kinder zu kaufen und zu verkaufen ist aber okay?

Gleiches gilt für den Organhandel. Das schmutzige Geschäft ist weltweit geächtet, damit verzweifelte Notlagen armer Menschen nicht herausgefordert und ausgenutzt werden können. Nicht einmal wenn sie ihre Einwilligung dazu geben. Doch Frauen in den Slums der Dritten Welt oder in georgischen

Jeder hat doch schliesslich diskriminierungsfrei ein Recht auf ein Kind, oder etwa nicht?

Frauenhäusern als Brutkästen anzuwerben und ihre Kinder zu kaufen ist in Ordnung? Eine Niere: nein – ein ganzes Kind: ja?

Aus der Perspektive der Frau ist Leihmutterschaft die Prostitution 2.0. Der moderne Zuhälter arbeitet bloss nicht mehr im Rotlichtmilieu, sondern deutlich lukrativer als Agenturvermittler im Reproduktionsgeschäft, zum Teil über Kontinente hinweg. Er schickt seine «Mädchen» bloss nicht mehr auf die Strasse zum Anschaffen, sondern in den Kreissaal zum Gebären. In beiden Fällen werden die Frauen dabei zu funktionierenden Körperteilen degradiert.

Und genau deswegen muss man es beim Namen nennen, worüber wir hier reden. Beutete man früher «nur» die Sexualität der Frau aus, will man heute ihre Gebärfähigkeit gegen Geld. Nicht nur die Kinder, auch diese Frauen werden also in Wahrheit zum Objekt. Es interessiert nicht mehr der Mensch, nicht die Person, nicht mehr die Frau, schon gar nicht die Mutter, nur ihr Bauch und die reibungslose Funktionalität ihrer Gebärmutter.

Heerscharen von Feministinnen beschuldigen die katholische Kirche, das weltweite Patriarchat und angeblich ewiggestrige Reaktionäre mit traditionellen Familienvorstellungen, die Frau in der Gefangenschaft der Ehe zum Brutkasten zu erniedrigen, während es die moder-



«Prostitution 2.0»: Autorin Kelle.

ne Reproduktionsmedizin unter freundlichem Applaus befreiungsrhetorischer Feministinnen faktisch längst umgesetzt hat und es gar als Selbstbestimmung der Frau verkauft oder als Geschlechtergerechtigkeit für jenen Teil der LGBT-Gemeinde, der sich untereinander nicht befruchten kann.

Die bittere Realität könnte frauenfeindlicher nicht sein: Die Frau soll brüten, werfen und dann die Klappe halten. So widerwärtig und ausbeuterisch hat das noch nicht einmal das immer noch unermüdlich bekämpfte System des «alten weissen Mannes» praktiziert. Dort wurde sie jedenfalls wenigstens vorher geheiratet und anschliessend versorgt. Als Brutkasten der aufgeklärten Postmoderne bleibt sie im globalen Geschäft ohne Rechte und medizinische Versorgung auf der Strecke. Dafür wird sie aber verbal aufgewertet, das ist doch nett! Die Prostituierte hat man aus dem Schmuddelmilieu heraus verbal zur «Sexarbeiterin» befördert, die Fremdgebärende wird jetzt zur «Reproduktionsarbeiterin» gemacht. Das gibt bestimmt auch irgendwann einen Tarifvertrag bei Ver.di. Welch emanzipatorische Errungenschaft!

Es war ausgerechnet die Ukraine, die in den vergangenen Jahren bereits zweimal ein böses Schlaglicht auf ein neues Millionengeschäft mitten in Europa warf, denn dort herrschte nicht nur Krieg, sondern auch Kinderstau. Bereits in den Corona-Lockdowns 2020 warteten Hunderte von Babys wegen der globalen Reisebeschränkungen und Lockdowns vergeblich in Massenunterkünften in Kiew – bestellt und nicht abgeholt von den Auftraggebern, die nun ihre Eltern sein sollten.

Was darf's kosten?

Analog wiederholte sich dasselbe im europäischen Leihmutterschafts-Eldorado im Frühjahr 2022 durch den Kriegsausbruch. Der Marktführer Biotexcom sandte in beiden Fällen dramatische Appelle an ausländische Botschaften und Politiker, um Lösungen zur Ausfuhr der Kinder zu finden. Es lagerten schliesslich unter dem russischen Bombenhagel wahre Schätze in Kiews Luftschutzkellern, und es galt auch, abseits des menschenelnden Kulleraugenfaktors weinender Neugeborener, Verträge zu erfüllen. Immerhin hat jedes einzelne Baby zwischen 40 000 und 70 000 Euro gekostet. Die Ware Kind wird zum Kollateralschaden kriegerischer Auseinandersetzungen, unter widrigen Umständen von fremden Krankenschwestern notdürftig versorgt, wenn die Logistik der «Warenauslieferung» im Lieferkettenstau von Pandemie und Krieg versagt.

Die schwangeren Leihmütter durften sich übrigens bei Kriegsausbruch 2022 nicht ins sichere Ausland retten, waren sie doch vertraglich gebunden, unter dem Bombenhagel in der Ukraine zu verweilen, weil ihr Leihmutterschaftsver-



Dürfen wir alles, was wir können?

trag im Ausland eine Straftat wäre. Wo und ob sie nach den oft üblichen Kaiserschnitten, die bei der Geburt dieser Kinder angewandt werden, mitten im Krieg medizinisch versorgt wurden, weiss keiner. Wen interessiert schon der Brutkasten?

Während nun Thailand und Indien, lange Jahre die führenden Länder dieses schmutzigen Markts, bereits zurückrudern und nach leidvollen Erfahrungen die Leihmutterschaft in ihren Ländern wieder verbieten, entwickeln sich arme europäische Länder zum neuen Zentrum der Szene. Von der Ukraine verlagerte sich der Markt kriegsbedingt und pragmatisch nach Georgien, dort versorgte man auch den zu-

sammengebrochenen indischen Markt wieder und warb Mietmütter aus ehemaligen Sowjetstaaten an. Behinderte Kinder musste man nicht abholen, die durften in georgischen Waisenhäusern «entsorgt» werden. Produktionsfehler will keiner.

Die deutsche Regierung verschliesst beide Augen vor den Fakten dieses menschenverachtenden Geschäfts vor der europäischen Haustüre. Es ist auch nicht bekannt, dass die deutsche Aussenministerin im Sinne ihrer vielzitierten «feministischen Aussenpolitik» ein deutliches Wort an die Ukraine gerichtet hätte, um einmal nach den Rechten und dem Gesundheitszustand Tausender ukrainischer Mietmütter zu fragen,

die während des andauernden Kriegs in der Ukraine entbunden haben. Stattdessen strebt dieselbe Regierung nahezu antizyklisch nach einer Legalisierung dieser Praxis auch auf deutschem Boden.

Das geltende Embryonenschutzgesetz in Deutschland verhindert Leihmutterchaft derzeit noch, ebenso wie auch die Eizell- und die Embryonenspende. Wie sollte man auch Menschen «spenden»? Die Betonung liegt auf «noch», denn man hat sich in Berlin auf die Fahnen geschrieben, zumindest die «altruistische» oder auch «nichtkommerziell» genannte Variante sowie die Eizellspende legalisieren zu wollen. Mit der Aufgabe, legale gesetzliche Wege für die neuen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin zu entwickeln, wurde eigens eine Kommission betraut.

Die Befürworter formulieren dazu die blumige Theorie, dass dabei kein Geld zwischen Auftraggeber und Leihmutter fliesse und dadurch alles nur ein Akt der Nächstenliebe für verzweifelte Menschen mit Kinderwunsch und somit letztlich eine gute Tat sei. Es menschelt immer sehr, wenn die Kinderlein kommen. Gerne bemüht man etwa Beispiele wie die Frau, die für ihre krebskranke Schwester, oder die Mutter, die für den schwulen Sohn oder die unfruchtbare Tochter stellvertretend das Kind austragen. Es bliebe also quasi «in der Familie».

Die reale Erfahrung anderer Länder zeigt jedoch: Die altruistische Variante ist immer eine Mogelpackung, nur der vorgeschobene Türöffner für den kommerziellen und den schwarzen Markt. Hat man die angeblich nichtkommerzielle Option erst einmal gesetzlich verankert, folgt im nächsten Schritt die Ausweitung auf immer grössere Personenkreise, bis es irgendwann für alle gilt.

Am besten krankenkassenfinanziert

Und natürlich verdient auch an der «altruistischen» Variante die gesamte Branche der Reproduktionsmedizin, die Ärzte und die Kliniken, munter weiter ihr Geld – während ausgerechnet jene, die das gesamte körperliche und seelische Risiko schultert, als Einzige nichts bekommt: die Frau, die das Kind austrägt. Man trickst sie mit Rhetorik auch noch billig aus. Die Frage, was es für das Kind bedeutet, wenn seine Schwester gleichzeitig seine Mutter ist, weil sie im selben Bauch der Grossmutter gross wurde wie es selbst, wäre zudem mal ein spannendes Forschungsprojekt für eine ganze psychologische Zunft. Die nichtexistente wissenschaftliche Langzeitstudie läuft stattdessen bereits in Echtzeit am lebenden Objekt.

Als Argumentationshilfen benutzen die Befürworter der Legalisierung dieser entwürdigenden Praxis die immergleichen durchschaubaren Phrasen. Da wäre etwa die «Angleichung an internationale Standards», wir müssten schliesslich mit der Zeit gehen, der

technische Fortschritt soll ja nicht an uns vorbeirauschen. Und wäre es nicht besser, die Babys lägen alle in deutschen Hochglanzkliniken statt im korrupten Georgien und in ukrainischen Klinikruinen? Warum die armen Eltern erst teuer ins amerikanische Ausland reisen lassen, wenn man das, was doch statistisch Tausende jährlich grenzüberschreitend machen, viel günstiger auch im eigenen Land tun könnte?

Die altruistische Variante ist immer eine Mogelpackung, der Türöffner für den kommerziellen Markt.

Es passiert doch sowieso, lasst es uns legalisieren! Ist es nicht unsozial, wenn nur Reiche sich deswegen das Fremdgebären leisten können? Günstig Kinder für alle, bitte, und am besten krankenkassenfinanziert.

Gern genommen wird auch das juristische Argument, dass es doch im Sinne der Rechtssicherheit der Kinder sei, ihren rechtlichen Status als Neugeborene und ihre Kinderrechte gründlich deutsch abzusichern. Schliesslich gebe es ständig Schwierigkeiten mit dem Abstammungsrecht und der Anerkennung der Elternschaft, wenn da jedes Mal die Rechtslage und das Verwandtschaftsverhältnis erst zwischen konkurrierenden Rechtssystemen weltweit geklärt werden müssten. Wer weiss denn schon auf Anhieb, wer die Mutter ist, wenn ein Kind mit der Eizellspende einer ukrainischen Studentin von einer Georgierin auf Zypern ausgetragen wird, um dann von einem lesbischen Paar aus Bremen grossgezogen zu werden? Eben.

Und dann erst die Vorteile für die Leihmütter selbst! Hier verdienen sie doch viel mehr als in Georgien, und man könnte das Ganze notariell beurkunden mit dem Recht auf medizinische Nachsorge. Nicht zuletzt wird auch gern angeführt: Es ist doch sowieso egal, wer Mutter und Vater eines Kindes sind und wie viele Mütter, Väter oder sonstige Eltern ein Kind im Verlauf seines Entstehungsprozesses jeweils hat, schliesslich wird es doch anschliessend geliebt, und nur das ist wichtig für das Kind. Man könnte die erwartbaren Pressestatements der Regierung zur Legalisierung der Leihmutterchaft jetzt schon vorformulieren.

«Es gibt kein richtiges Leben im falschen», formulierte hingegen der Philosoph Theodor W. Adorno gegen den Selbstbetrug des Menschen, er könne sich in einem grundlegend falschen oder gar bösen Gesellschaftssystem dennoch irgendwie gut einrichten. Etwas Falsches wird nicht richtig, indem man die Bedingungen des Unrechts hübscher gestaltet. Leihmutterchaft wird moralisch nicht tragbarer, wenn man den Kreissaal bunt anmalte, die Brutfrauen besser bezahlt oder den Kinderkauf rechtlich sicher und finanziell im Sonderangebot auf dem Markt anbietet.

Noch nie ist jemand auf den vergleichbar abstrusen Gedanken gekommen, der Sklavenhandel hätte einfach nur mit mehr Liebe zu günstigeren Preisen im eigenen Land mit anständigen Verträgen und DIN-Norm für die Zimmergrösse in Onkel Toms Hütte betrieben werden müssen, um mit den universalen Menschenrechten doch kompatibel zu sein. Denn am Ende hätte trotzdem ein Mensch wie ein Stück Vieh gegen Geld den Besitzer gewechselt. Warum sollte das bei einem kleinen Menschen weniger verwerflich sein als bei einem grossen? Werden Menschenrechte neuerdings in Kilo Lebendgewicht aufgewogen?

Als der Milliardär Elon Musk gemeinsam mit zahlreichen namhaften Forschern im Bereich der künstlichen Intelligenz im Frühjahr 2023 alle führenden Forschungseinrichtungen der Branche zu einem freiwilligen Entwicklungsstopp von sechs Monaten aufforderte, erschien das zu Recht vielen klugen Menschen plausibel. Die Begründung war, dass das unkontrollierte Potenzial dieser Technologie derart gefährlich sei, dass sie ohne Begrenzungen und Regulierungen den Ausbruch von Weltkriegen und ein baldiges Ende der Menschheit provozieren könnte.

«Abschaffung des Menschen»

Der grundsätzliche Gedanke dahinter: Wir dürfen nicht alles, was wir können, weil wir uns sonst selbst vernichten. Millionen Menschen verfolgten im selben Jahr in den Kinos weltweit die Geschichte des Atombombenentwicklers Robert Oppenheimer, der das zerstörerische Potenzial seiner Erfindung auch erst im Nachhinein in seiner ganzen Entsetzlichkeit erkannte.

Die ständig weiterwachsenden Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin stellen den Menschen jetzt ebenfalls vor die Herausforderung, entscheiden zu müssen, ob er alles tun darf, was er tun kann – mit dem Menschen und seinem genetischen Erbmateriale.

Der Philosoph und Autor C. S. Lewis formulierte es in seinem Buch «Die Abschaffung des Menschen» so: «Was wir des Menschen Macht über die Natur nennen, erweist sich als eine von wenigen mit Hilfe der Natur über andere ausgeübte Macht.»



Birgit Kelle ist Journalistin und Buchautorin. Dieser Text ist ein Vorabdruck aus ihrem Buch «Ich kauf mir ein Kind. Das unwürdige Geschäft mit der Leihmutterchaft», das am 19. März im Finanzbuchverlag erscheint.

Schiessen Sie nicht auf das Orchester

Alt-Botschafter kritisieren in der *Weltwoche* die Politik von Bundesrat Ignazio Cassis. Sie schaden damit den Interessen der Schweiz.

Roberto Balzaretto

Es ist erfrischend, dass sich ehemalige Kolleginnen und Kollegen nach ihrer Pensionierung weiterhin für die Aussenpolitik der Schweiz interessieren («Aufstand der Alt-Botschafter», *Weltwoche* Nr. 10/24). Sie haben sie mitgestaltet und während ihrer langen Dienstjahre umgesetzt. Ihr Wissen und ihre Erfahrungen sind wertvoll, und es ist zu begrüßen, dass sie die Debatte bereichern.

Bedauerlich ist es jedoch, wenn sie, anstatt als vordenkende Kräfte zu agieren, politische Persönlichkeiten und deren enge Mit-

Das EDA ist mit einer beispiellosen Zunahme von Krisen konfrontiert – die Welt ist komplexer als je zuvor.

arbeiter angreifen. Sie greifen gleichzeitig auch die 5000 Kolleginnen und Kollegen des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) an, die ihre engagierte und leidenschaftliche Arbeit von diesen Botschaftern des «Früher war alles besser» in den Medien untergraben sehen.

Weit entfernt von Show-Diplomatie

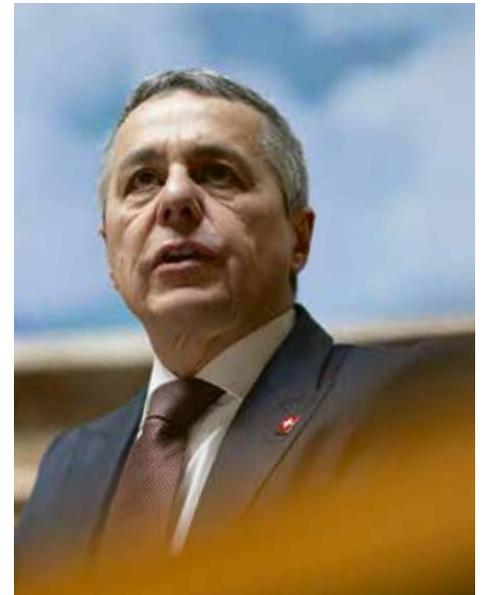
Erstens macht diese Personalisierung keinen Sinn: Die Aussenpolitik der Schweiz ist nicht das Werk einer kleinen Gruppe von Personen, sondern das Ergebnis eines komplexen Mechanismus, der das Gleichgewicht zwischen EDA, Bundesrat, Parlament, Kantonen, Verbänden sowie anderen Interessengruppen und dem Volk sicherstellt.

Zweitens funktioniert keine Organisation rein vertikal, *top down*, und sicherlich nicht das EDA mit seinen vielfältigen Strukturen, seiner mehrsprachigen und multikulturellen Zusammensetzung und seiner Dezentralisierung (drei Viertel der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind im Ausland eingesetzt). Ob Generalsekretär, Direktorin, Staatssekretär oder Leiterin einer Mission im Ausland: Als Führungskräfte sind wir mehrere in der Steuerkabine des Departements an der Seite derjenigen Person, welche die politische Verantwortung für die getroffenen

Entscheidungen trägt. Wir können diese Verantwortung, die auch unsere eigene ist und war, nicht nach oben abwälzen.

Es geht um den Kern unserer Arbeit: bei der Vorbereitung der Dossiers die Dinge beim Namen zu nennen und die Umsetzung der getroffenen Entscheidungen zu unterstützen. Dieser Prozess bietet Raum für konstruktive Kritik ebenso wie für die Einhaltung der von der politischen Autorität gewählten Linie. Wir müssen sie akzeptieren, unabhängig davon, ob sie uns zusagt oder nicht. Es geht um die Fähigkeit unseres Landes, seine Interessen auf internationaler Ebene auf solide und kohärente Weise zu fördern und zu wahren. Es geht auch um unsere Loyalität als Staatsangestellte, die Institutionen und die Personen, die sie repräsentieren, zu respektieren. Auch uns selbst zu respektieren, unabhängig davon, ob wir im Amt oder im Ruhestand sind.

Gewisse Menschen sollten die Grundsätze der Unparteilichkeit und Diskretion, die sie in den Medien propagieren, auch auf sich selbst anwenden. Weit entfernt von der Show-Diplomatie, ist die Aussenpolitik eines jeden Staates mit einem Eisberg vergleichbar. Die Intensität der Arbeit, die darunter geleistet wird und die der breiten Öffentlichkeit, einschliesslich ehemaliger Kollegen, nicht bekannt ist, sollte nicht unterschätzt werden. Ob es um unseren Sitz im Uno-Sicherheitsrat, die grenzüberschreitenden Beziehungen, die Europapolitik oder unser Engagement für den Frieden in der Ukraine geht: Unser Departement engagiert sich, stellt sich der Konfrontation und schreitet voran, im Einklang mit seinen Traditionen und Werten. Genauso wie im Einklang mit der Zeit. Ob es einigen Nostalgikern nun gefällt oder nicht, die 60er Jahre sind vorbei, mit all ihren Annehmlichkeiten (Faxgeräte und Schnurtelefone) und, was noch besorgniserregender ist, ihren Gewissheiten. Der Krieg ist nach Europa zurückgekehrt. Er wird von einer Atommacht, die ständiges Mitglied des Sicherheitsrats ist, gegen einen souveränen Staat geführt, der unsere diplomatische Unterstützung erbeten hat.



Grundsätze der Unparteilichkeit und Diskretion: Aussenminister Cassis.

Das EDA ist mit einer beispiellosen Zunahme von Krisen konfrontiert, in einer Welt, die schneller, komplexer und polarisierter ist als je zuvor. Der Bundesrat ist der Dirigent, und wir sind die Musikerinnen und Musiker; wir spielen heute eine Musik, die schwierig zu spielen und zu hören ist. Das ist eine Tatsache, keine Entschuldigung. Auf den Dirigenten und die erste Geige zu schiessen, lässt die Musik nicht besser werden.

Respekt vor der schwierigen Rolle

Sie sollten es wissen, diejenigen, die in den Orchestern von früher mitwirkten und hinter ihren Kontrabässen und Schlaginstrumenten ihre Angriffe zurückhielten um der Harmonie willen und um die schwierige Rolle derer zu achten, die in der ersten Reihe stehen, ganz vorne.

Roberto Balzaretto war Staatssekretär im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unter Bundesrat Ignazio Cassis. Seit 2020 ist er Schweizer Botschafter in Paris für Frankreich und Monaco.

Kigali statt King's Cross

Grossbritannien will illegal Eingereiste nach Ruanda ausfliegen. Warum gerade dorthin? Und was ist von dem Plan zu halten?

Wolfgang Drechsler



Millionen für «Mr Fixit»: Innenminister James Cleverly landet in Kigali, 5. Dezember.

dreissig Jahre nach einem entsetzlichen Völkermord, dem binnen hundert Tagen rund 800 000 Menschen zum Opfer fielen, ist Ruanda zurück in den Schlagzeilen – allerdings aus einem ganz anderen Grund als damals. Ausgerechnet der Zwergstaat im Herzen Afrikas, wo pro Quadratkilometer mehr Menschen als in jedem anderen Land Afrikas leben, schürt in Grossbritannien die Hoffnung, als sicherer Drittstaat jene Migranten aufnehmen zu können, die den Ärmelkanal illegal überquert haben – und die Grossbritannien nicht haben will. Denn auch auf der britischen Insel wächst der Druck auf die konservative Regierung, künftig weit weniger Menschen als bislang aufzunehmen und die illegal Eingereisten bis zum Asylbescheid zu Abschreckungszwecken dort unterzubringen, wo sie einst herkamen: in Afrika.

Hypothek und Peinlichkeit

Bei genauerer Betrachtung der Lage fällt der Blick zunächst auf ein im April 2022 ausgehandeltes Abkommen zwischen Gross-

britannien und Ruandas Staatschef Paul Kagame, der das Land seit 23 Jahren regiert und sich dem Westen zuletzt immer öfter als ein «Mr Fixit» angeboten hat, unter anderem bei der Befriedung innerafrikanischer Konflikte. Allerdings hat das Abkommen selbst bislang keinerlei Wirkung entfaltet: Das Unvermögen der britischen Regierung, auch nur einen ein-

In der Tat sind viele der in Ruanda unternommenen Reformen in Afrika einmalig.

zigen illegalen Migranten nach Ruanda zu deportieren, ist für Premier Rishi Sunak und dessen Tories mittlerweile zu einer Hypothek und Peinlichkeit geworden.

Verantwortlich für die 2022 mit Ruanda unterzeichnete «Partnerschaft für Migration und wirtschaftliche Entwicklung» war die damalige Innenministerin Priti Patel. Das Abkommen sah vor, dass illegal nach Grossbritannien Eingereiste, die dort Asyl be-

antragen, nach Ruanda ausgeflogen werden, wo man ihr Gesuch dann bearbeitet. Im Gegenzug gewährte London dem Kagame-Regime grosszügige Hilfe: Bis jetzt hat Grossbritannien rund 150 Millionen Pfund an Ruanda überwiesen, was fast 2 Prozent von dessen Brutto-sozialprodukt entspricht. In Kürze werden weitere 50 Millionen fällig – nebst Unterhaltszahlungen für dann womöglich Deportierte.

Scharfe Steuerbehörde

In Grossbritannien selbst ist bisher jedoch so gut wie nichts geschehen. Im Juni 2022 wurde der Start des ersten und bislang einzigen Fluges mit Asylbewerbern gestoppt, nachdem der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ihre Abschiebung mit einer Art Notgesetz im letzten Moment verhindert hatte. Obwohl nicht wenige Juristen bereits damals eine Aufgabe der umstrittenen Asylpraxis mit Ruanda anmahnten, blieb Premier Sunak hart und versprach ausdrücklich, dass Migranten künftig «nicht in King's Cross, sondern in Kigali» auf ihren Asylbescheid warten würden.

Dennoch wurde das Vorhaben im November 2023 vom britischen Supreme Court zunächst gekippt – ein schwerer Rückschlag für den in Umfragewerten weit hinter Labour liegenden Sunak. Die Richter monierten insbesondere, dass Ruandas Asylsystem defekt sei und eine reale Gefahr bestünde, dass womöglich gefährdete Menschen an für sie unsichere Orte abgeschoben würden. Dies würde wiederum internationales Recht brechen – ein Grund, weshalb in konservativen Kreisen seit langem offen über einen Austritt Grossbritanniens aus der Europäischen Menschenrechtskonvention nachgedacht wird, die einer zügigeren Ausweisung im Weg steht.

All dies hat die Frage aufgeworfen, ob das Abkommen überhaupt funktionieren kann und ob Ruanda wirklich so sicher und demokratisch ist, wie die britische Regierung behauptet. Die Zurückweisung der ersten Gesetzesnovelle erklärt, weshalb die Tories sich nun daran gemacht haben, die bislang zur Abschiebung erlassenen Gesetze noch ein-

mal gründlich zu überarbeiten. Anfang September unterzeichnete der britische Innenminister James Cleverly zum Beispiel einen Vertrag mit Ruanda, der genau skizziert, wie das Land Deportierte zu behandeln habe. Sollte der Vertrag britisches Gesetz werden, würde dies den Gerichten ermöglichen, Ruanda als sicheren Drittstaat anzuerkennen – und die Anwendung jener Menschenrechtsgesetzgebung aufzuheben, die dem Vorhaben der britischen Regierung bislang im Wege steht.

Krankenversicherung für alle

Viel wird dabei von der Einschätzung Ruandas durch die westliche Politik abhängen. Bis vor kurzem gelang es der Regierung Kagames ausgesprochen gut, ihr autoritäres Entwicklungsmodell seit dem Genozid als grandioses Erfolgsmodell für den ganzen Kontinent zu präsentieren. In der Tat sind viele der in Ruanda unternommenen Reformen in Afrika einmalig: Während die einstige Regionalmacht Südafrika immer mehr ableitet, versucht sich

Hinter dem Erfolg verbirgt sich ein Polizeistaat, der seine Gegner auch im Ausland gnadenlos verfolgt.

Ruanda am Sprung vom Agrar- zum Hightech-Land. Ausgerechnet seine Steuerbehörde, die einst von Grossbritannien finanziert und personell ausgestattet wurde, drängt die Bürger vehement zur Entrichtung ihrer Abgaben, um die Abhängigkeit des Landes vom Ausland zu verringern, etwa bei der Finanzierung des Staatshaushaltes.

Seit dem Völkermord hat das Land eine für Afrika beispiellose Metamorphose vollzogen: Seine Regierung hat eine Krankenversicherung für alle eingeführt, aber auch die Infrastruktur und das Bildungswesen stark verbessert. Mit Wachstumszahlen von rund 7 Prozent in den letzten zehn Jahren hat das Land zudem Hunderttausende seiner dreizehn Millionen Menschen aus der Armut befreit. Heute gilt das oft als «die Schweiz Afrikas» bezeichnete Land unter vielen Beobachtern als stabil und als das vielleicht am wenigsten korrupte Land des Kontinents. Die Organisation Transparency International verleiht Ruanda seit Jahren die besten Noten in Afrika. Trotz geschöner Armutsstatistiken erhält das Land deshalb auch vom Westen auf dessen verzweifelter Suche nach Bündnispartnern mehr als eine Milliarde Dollar an Hilfe pro Jahr. Auch ist Kigali zu einem in Afrika beliebten Konferenzzentrum aufgestiegen.

Allerdings verbirgt sich hinter dem wirtschaftlichen Erfolg ein Polizeistaat, der daheim quasi keine Opposition duldet und der seine Gegner auch im Ausland gnadenlos verfolgt. Nicht wenige sind etwa in Südafrika

unter oft ungeklärten Umständen ums Leben gekommen, wie die Afrika-Expertin Michela Wrong in ihrem Bestseller «Do Not Disturb» belegt.

Kagames Regierung wehrt sich entschieden gegen diese Vorwürfe. Der Staatschef feilt seit Jahren sorgsam an seinem Ruf als verantwortungsvoller Staatsmann, der eigene Soldaten in afrikanische Kriegsgebiete schickt, in denen der Westen nicht länger intervenieren will. Dazu gehören das als Staat kollabierte Somalia mit seiner islamistischen Terrorbande al-Shabab, aber auch Moçambique, wo Ruanda nach dem Rückzug südafrikanischer Söldner versucht, islamistische Milizen im Norden zurückzudrängen, auch zum Schutz westlicher Milliardeninvestitionen im Gas-Sektor. Je unentbehrlicher sich Kagame dabei macht, umso mehr kann er darauf hoffen, dass der Westen die Schattenseite seiner Herrschaft toleriert, darunter auch die fortgesetzte Unterstützung von Rebellen im benachbarten Ostkongo. Bislang hat diese Strategie funktioniert, denn noch sehen die meisten westlichen Regierungen Ruanda in einem politisch oft als chaotisch empfundenen Kontinent als verlässlichen Partner, wie auch der angestrebte Migrationspakt der Briten zeigt.

Dänisches Wunschdenken

Viel wird im Rahmen der gegenwärtig eher unwahrscheinlichen Umsetzung des Migrationspaktes nun davon abhängen, ob Ruanda seinerseits die Repressionen im Inneren reduziert. Vor dem Hintergrund des Genozids vor nur dreissig Jahren mag die Kompromisslosigkeit seiner Regierung zum Teil verständlich sein. Als Partner in Migrationsfragen setzt sie jedoch dennoch enge Grenzen. So dürften sich auch alle Hoffnungen der Torys zerschlagen, noch vor den nächsten Wahlen illegale Migranten nach Ruanda abzuschieben. Womit sich das Abkommen am Ende womöglich, wie bereits ein früheres mit Dänemark, als Wunschdenken erweist.

Wolfgang Drechsler ist Afrika-Korrespondent mehrerer deutscher Tageszeitungen, darunter das *Handelsblatt*, und lebt seit 1991 in Südafrika.



Ganz ethisch: Papst Franziskus.

Tapferkeit vor dem Freund

Der Papst muss heftige Prügel einstecken – der ukrainische Präsident Selenskyj tobt, die deutsche Aussenministerin Baerbock «versteht» ihn nicht, die Medien überschütten ihn mit Vorwürfen.

Die Sünde des Papstes: Er fordert eine Verhandlungslösung für den Ukraine-Krieg. In einem Interview mit RSI aus dem Tessin sagte er, wenn es auf dem Schlachtfeld nicht gut laufe und man sehe, dass man verliere, dann müsse man «den Mut haben, zu verhandeln. Du schämst dich, aber wie viele Tote wird es am Ende geben? Verhandle rechtzeitig, suche ein Land, das vermittelt», so Franziskus. Weil dabei auch das Wort von der «weissen Fahne» fiel, fallen die Falken nun über die Friedenstaube aus dem Vatikan her.

Plädiert der Papst also für eine bedingungslose Kapitulation von Kiew? Feiert er gar das Recht des Stärkeren?

Natürlich nicht. Franziskus argumentiert, wie es sein Job ist, ganz ethisch, ganz im Sinne der christlichen Nächstenliebe. Er plädiert dafür, dass auf diplomatischem Weg ein Waffenstillstand, später eine Friedenslösung gefunden wird.

Seinen Kritikern ist entgegenzurufen: Wie denn sonst soll der Krieg beendet werden, ausser durch Verhandlungen? Das wäre nur möglich durch einen totalen Sieg der einen und durch eine totale Niederlage der anderen Seite. Also bleibt am Ende nur eines: eben zu verhandeln.

Aber dazu braucht es «Mut», wie der Papst sagt. Oder wie es die österreichische Dichterin Ingeborg Bachmann ausdrückte: «Tapferkeit vor dem Freund».

Philipp Gut

Philipp Gut, langjähriger stellvertretender Chefredaktor der *Weltwoche*, schreibt ab sofort täglich einen Kommentar zum Zeitgeschehen auf Weltwoche.ch.

Samir und seine Freunde

Der gefeierte Schweizer Regisseur Samir entgleist:
Er bezeichnet Juden und Christen wie in der Scharia als «Schutzbefohlene».
Und verbreitet Hamas-Propaganda über Israel.

Pierre Heumann

Samir Dschamal al-Din, der schlicht als Samir bekannt ist, gehört zu den fleissigsten Filmemachern und Filmproduzenten des Landes. Das Werk des gebürtigen Irakers, der 1961 als Sechsjähriger in die Schweiz kam, umfasst mehr als vierzig Kurz- und Spielfilme. Seine Produktionsfirma Dschoint Ventschr lobt er auf seiner Website als «Talentschmiede des Schweizer Films». In der Kulturszene ist er fest verankert. Er gehört laut Swiss Films zu den «am meisten beachteten Filmemachern» der Schweiz, hat eine gute (und einträgliche) Beziehung zum Bundesamt für Kultur und wird von den Medien als Star gefeiert.

Nun ist Samir nicht nur im Filmgeschäft emsig an der Arbeit, sondern auch auf der Plattform X. Er verurteile «schärfstens» die «antisemitische Messerattacke gegen einen jüdischen Bürger in Zürich», schreibt er mit Bezug auf das Attentat, bei dem ein orthodoxer Jude von einem Teenager mit tunesischem Hintergrund lebensgefährlich verletzt wurde. Der Angreifer, schreibt Samir, solle «Allahu akbar» gerufen haben. Wofür Samir null Verständnis hat: Denn laut Koran, schreibt er, seien Juden «Schutzbefohlene». Wohl von Muslimen. Sie hätten deshalb, ist zu folgern, Juden zu respektieren und menschlich zu behandeln.

Da Samir, wie er wiederholt auf X kundtut, Wert auf korrekte Wiedergabe der «historischen Dinge» legt, müsste er wissen, dass der Rückgriff auf den Begriff «Schutzbefohlene» ziemlich dreist ist. Sie sind im islamischen Recht Bürger zweiter Klasse.

Schutz gegen Spezialsteuer

Der Begriff *dhimmi* – er bedeutet wörtlich «geschützte Person» – beinhaltet die Verpflichtung des Staates im Rahmen der Scharia, das Leben, das Eigentum und die Religionsfreiheit von Christen und Juden im Imperium der Araber zu schützen. Als Gegenleistung sind die *dhimmi* aber verpflichtet, eine Spezialsteuer zu zahlen. Sie leben in einem Zustand der ständigen Ver-

unglimpfung durch die muslimische Mehrheit. Es ist ihnen zum Beispiel verwehrt, vor Gericht gegen einen Muslim auszusagen. Die Anrufung der *dhimmi*-Regeln bedeutet deshalb implizit, dass Samir die Justiz des Islam, die Nichtmuslime diskriminiert, am liebsten in der Schweiz einführen möchte.

In einem seiner Tweets unterstellt er Israel, im Gazastreifen einen Genozid durchzuführen. Das behaupten andere auch – aber Samirs Beweisführung ist nicht stichhaltig.

Neuerdings bezweifelt Samir, dass das Massaker vom 7. Oktober stattgefunden hat.

Auf die jüngste Ankündigung der USA und der EU, den Gazastreifen vom Meer aus mit Hilfsgütern zu beliefern, reagiert er mit dem Einwand, dass es bereits sechs Übergänge von Israel nach Gaza gebe. «Wenn Israel wollte, könnten jeden Tag Hunderte von Lastwagen Hilfslieferungen hungernden und leidenden Menschen gebracht werden», belehrte er seine Follower. Richtig ist, dass es nicht sechs Grenzübergänge gibt, sondern zwei, einen

nach Israel und einen nach Ägypten. Dass das Problem primär bei der Verteilung der Hilfsgüter in Gaza liegt, verschweigt er und insinuiert damit Völkermord.

Neuerdings bezweifelt der Filmemacher, dass das Massaker vom 7. Oktober stattgefunden hat. Schamlos übernimmt der 68-jährige Regisseur das Narrativ der Hamas, wonach der Angriff der Hamas-Terroristen vom 7. Oktober auf Israel nichts als zionistische Propaganda sei. Zum Bild zerstörter Häuser im Kibbuz Be'eri schreibt er: «Jeder Mensch versteht sofort, dass ein paar Hamas-Kämpfer mit ein paar Kalaschnikows keinen solchen Schaden anrichten konnten.» Dass es nicht «ein paar Kämpfer», sondern 3000 Terroristen waren, blendet Samir aus, um gleich eine weitere Lüge aufzutischen: «In Israel wissen inzwischen alle, dass die eigene Armee dies gemacht hat. Warum schreiben hiesige Medien nix darüber?» Die einfache Antwort: Weil es nicht stimmt. Samir bezieht sich auf einen Einzelfall, bei dem an jenem schwarzen Samstag in der Tat israelische Truppen auf ein Kibbuz-Haus geschossen haben.

Videos der Terroristen

Der Filmemacher outet sich als perfekter Massakerleugner. Zu einem Bild mit Hunderten von zerstörten Autos, die nach dem Mord an 1200 Menschen ohne Eigentümer zurückblieben, schreibt er: Wie konnte die Hamas «so viele Autos [...] so gründlich von oben zerstören»? Und, wundert sich Samir, «wozu hätte das militärisch gut sein sollen?». Es werde der Tag kommen, an dem die «israelische Kriegspropaganda» aufgedeckt werde, davon ist Samir überzeugt.

Dass das Massaker (leider) keine Erfindung eines kranken Gehirns ist, haben die Hamas-Terroristen selber gefilmt, aus Stolz auf ihr Gemetzel. Statt hinter der Kamera zu stehen, könnte sich Samir ja für einmal zu Gemüt führen, was andere dokumentiert haben.



Nichtmuslime sind Bürger zweiter Klasse:
Filmemacher Samir mit Gattin Stina Werenfels.

Friedenskanzler Scholz

Gross ist der Druck auf Deutschlands Regierungschef, Marschflugkörper in die Ukraine zu senden. Noch hält er dagegen. Genauer als seine Kritiker scheint der trockene Hamburger zu erkennen, dass der Taurus von Russland als endgültige Kriegserklärung verstanden werden könnte.

Roger Köppel

Das erste Opfer im Krieg ist die Wahrheit. Der Westen, Deutschland, die Schweiz, sie alle führen Krieg gegen Russland. Politiker und Medien streiten das ab, aber es stimmt. Deutschland ist Kriegspartei. Die Bundesrepublik führt gegen Russland mit Sanktionen Wirtschaftskrieg. Man liefert zudem Waffen. Gross ist der Druck auf Kanzler Scholz, deutsche Marschflugkörper in die Ukraine zu entsenden.

Noch hält der Kanzler dagegen, letzter Friedenshüter. Genauer als seine Kritiker scheint der trockene Hamburger zu erkennen, dass der Taurus von Russland als endgültige Kriegserklärung Deutschlands verstanden werden könnte. Bis jetzt liefern die Deutschen Verteidigungswaffen. Der Taurus bedeutet Angriff, Tiefflug, hohe Reichweite. Er könnte den Kreml treffen. Scholz sagt nein zum dritten Weltkrieg. Zum Glück.

Eine Frage des strategischen Überlebens

Ungeachtet dessen bleiben weite Teile der deutschen Politik auf Angriff, Krieg und Eskalation gepolt. Roderich Kiesewetter von der CDU will den Krieg nach Russland tragen und damit, wie die linke Sahara Wagenknecht bemerkt, nach Deutschland. Auch die FDP trommelt zur Eskalation, befeuert von den Medien. Sie hetzen täglich gegen Russland, Putin, Hitler, alles schwimmt. Deutschland von Sinnen?

Deutschland muss sich raushalten. So gut es eben geht als Bündnispartner der USA. Für ein Land, das noch vor 80 Jahren Russland vernichten und seine Bewohner versklaven wollte, kommen Angriffswaffen gegen Russland nicht in Frage. Dass die Deutschen der Ukraine helfen, ist legitim. Es gibt aber klare rote Linien. Scholz könnte sich besser erklären, die Kriegsgurgeln zu Hause entschiedener zurückpfeifen.

Dennoch: Der in den Medien derzeit viel geschmähte Regierungschef gibt mit seinem Taurus-Veto ein starkes Lebenszeichen des Friedens. Es ist wie das ferne Wetterleuchten der alten Bundesrepublik bis hin zu Kanzler Schröder. Damals liess sich Deutschlands

Politik die Agenda nicht einfach nur aggressiv aus Washington diktieren. Hat Olaf Scholz die Kraft, dem Druck der Kriegsausweiter standzuhalten?

Scholz hat realisiert, was sich in Deutschland niemand auszusprechen traut: Die Ukraine verliert diesen Krieg. Militärisch kann Russland nicht besiegt werden. Die Idee, eine Atommacht militärisch in die Knie zu zwingen, ist verrückt. Im Wahlkampf wird der Kanzler die Deutschen daran erinnern: «Ich habe euch nach Kräften rausgehalten. Mit der CDU und FDP wären wir womöglich in einen dritten Weltkrieg abgestürzt.»

Viele deutsche Politiker reden über den Krieg, aber nur die wenigsten nehmen ihn ernst. Für Russland ist die Ukraine eine Frage des strategischen Überlebens. So, wie die Amerikaner ihre Einflussphären grimmig und bru-

Das Taurus-Veto ist wie das ferne Wetterleuchten der alten Bundesrepublik.

tal verteidigen, so halten es die Russen. Das ist eine Feststellung, keine Verteidigung. Ausgerechnet Deutschland darf hier keine Angriffswaffen gegen den früheren Weltkriegsgegner schicken.

Ich kann die Arbeit des Bundeskanzlers nicht abschliessend beurteilen. Dafür bin ich zu weit weg. Aber im aktuellen Chor der Schreibtischkrieger scheint er mir eine der letzten Stimmen der Besonnenheit zu sein. Das abgelauschte Gespräch der Offiziere machte deutlich, dass auch in der Bundeswehr die Absicht bestand, «das Ding», also den Taurus, gegen Russland «zum Fliegen zu bringen». Scholz blieb uneindrückt.

Das ist nicht wenig, angesichts der fiebrigen Stimmung. In Frankreich macht sich Präsident Macron mit halsbrecherischen Positionswechseln unglaubwürdig. Zu Beginn der russischen Intervention gab er den Brückenbauer.

Jetzt ruft er nach Nato-Bodentruppen gegen Putin. Aus Washington kommen ebenfalls verstörende Signale der Eskalation von einer Regierung, die angeschlagen in den Seilen hängt.

Als Schweizer möchte man dem Kanzler zurufen: Deutschland hat eine historische Chance. Die Anti-Putin-Strategie ist gescheitert. Russlands Vormarsch löst unter den Politikern im Westen Panik aus. Es braucht jetzt dringend einen Ruhepol, eine Friedensinsel. Deutschland hat für Russland eine grosse Bedeutung. Es ist nie zu spät, sich der Aufgabe der Verständigung und schliesslich der Versöhnung zuzuwenden.

Andern die eigenen «Werte» einbomben

Bereits werden Stimmen laut, den Deutschen die Neutralität nach Schweizer Muster ans Herz zu legen. Mehr Schweiz wagen! Die Alphatiere im deutschen Meinungs-, Medien- und Politbetrieb werden solche Anregungen unwirsch, überheblich abservieren. Doch der Vorschlag ist gut. Wer, wenn nicht die durch Niederlagen geläuterte Ex-Militärmacht Deutschland könnte heute das Hauptquartier des Friedens sein nicht nur in Europa?

Der Krieg ist eine Bestie. Er macht die Menschen verrückt. Die Geschichte kennt viele Beispiele populärer Kriegsbegeisterung. Sie endete meist in einem Meer von Tränen und Blut. Auch heute scheinen sich leider auch in Deutschland erschreckend viele Medien, Intellektuelle und Parteien an der Vorstellung zu ergötzen, das, was man für die eigenen «Werte» hält, anderen Völker gewaltsam einzubomben.

Vielleicht ist das Taurus-Nein von Kanzler Scholz ein Wendepunkt. Wir werden sehen. Jeder Krieg hat viele Väter. Moralischer Absolutismus schadet nur. Wenn sich Kriegsparteien gegenüberstehen, braucht es Länder und Politiker, die für Frieden, Kompromiss und einen Ausgleich der Interessen stehen. Ich bilde mir ein, der deutsche Kanzler habe die Notwendigkeit erkannt. Viel Kraft und Erfolg, Olaf Scholz!



Gotisches Unheil über Windsor

In schwierigen Zeiten wirkte die britische Königsfamilie Wunder. Doch die sonnigen Jahrzehnte unter Elisabeth der Guten sind leider vorbei. Das Haus wirkt, als sei es dem Untergang geweiht.

Julie Burchill

Die Zeiten sind schlecht für «dies Volk des Segens», wie es bei Shakespeare heisst: Einst waren wir Briten so fröhlich und widerstandsfähig, doch jetzt ist unsere Stimmung so trüb wie das Wetter, das wir früher so frohgemut weggesteckt hatten. Grund dafür sind der Wokeness-Wahn, dem so viele Institutionen erlegen sind, und die anhaltende Lebenskostenkrise. Wir haben nichts als Verachtung übrig für die konservative Regierung, die in den vergangenen fünfzehn Jahren er-

Sollte der König sterben und William etwas zustossen, dann würde Harry zurückkehren – und seine Frau.

bärmlich wenig getan hat, um unser Leben zu verbessern; gleichzeitig glaubt niemand, dass die Labour-Partei, die bei den nächsten Wahlen siegen wird, auch nur das Geringste besser machen wird. Tony Blair hatte seine Fehler und war ein falscher Fuffziger, doch es ist kaum zu glauben, wie viel populärer er war, als Keir Starmer es ist (und selbst ein Affe hätte an der Wahlurne bessere Chancen als Premierminister Sunak). Es macht den Anschein, als sei uns die Hoffnung abhandengekommen.

Lieblingssohn im inneren Exil

In solchen Zeiten – predigen Monarchisten gern Republikanern wie mir – wirke die Königsfamilie Wunder an Zusammenhalt. Schön wär's. Doch nach den sonnigen Jahrzehnten unter der Herrschaft von Elisabeth der Guten kommt einem nun das Haus Windsor dem Untergang geweiht vor wie das Haus Usher in der Schauergeschichte von Edgar Allan Poe.

Ein Riss geht schon seit einer Weile durch das Haus: Ein Teil der Familie hält Hof im selbstgewählten Exil in Kalifornien und erklärt die Windsors zum Inbegriff alles Rassistischen und Repressiven, das so typisch sei für die herrschende Klasse Grossbritanniens. Der Lieblingssohn der Queen wiederum lebt im inneren Exil, in Ungnade gefallen wegen

seiner Verstrickungen mit einem verurteilten Sexualstraftäter. Und nun scheinen Krankheit und Geheimniskrämerei auch den innersten Kreis dieser Ahnenkultgemeinschaft angegriffen zu haben: Die wunde Prinzessin Katherine wird abgesondert; der Mann einer Cousine zweiten Grades von König Charles III. begeht Selbstmord; und der König selbst hat Krebs. Es fällt schwer, diese sinnfällige Krankheit nicht als Metapher für das zu sehen, was in dem Herrscherhaus gerade geschieht.

Als König Charles letztes Jahr den Thron bestieg, versprach er eine «Verschlankung der Monarchie». Doch was nützt es, wenn man zwar ein paar faule Verwandte absägt, sich an der Uno-Klimakonferenz in Dubai jedoch spreizt wie ein Pfau? Wenn man selbst nach Belieben in der Welt herumfурzt, doch den Untertanen rät, Urlaub im eigenen Land oder gar zu Hause zu machen? Der Mann hat ein Vermögen von fast zwei Millionen Pfund, dazu kamen 2015 auch noch ein paar Millionen Cash aus Katar, und schon seine Mutter hatte dem Vernehmen nach gesagt: «Es ist grotesk, wie viele Bedienstete er mit sich führt.»

Die erwähnte Verschlankungskur hat somit nicht so sehr mit Besonnenheit zu tun, sondern dürfte ein Versuch sein, Charles' Position zu oberst in der Hackordnung zu konsolidieren. Die Königsfamilie möglichst klein halten zu wollen, wirkt angesichts der Krebserkrankung des Königs etwas voreilig: Zurzeit agiert der entsetzliche Prinz Andrew bei öffentlichen Auftritten als Familienoberhaupt. Ausserdem wird

von einer Nachfolgeregelung gemunkelt: Sollte der König sterben und Prinz William etwas zustossen, dann würde schrecklicherweise Prinz Harry (und mit ihm vermutlich seine Frau) zurückkehren und stellvertretend für Prinz George regieren, bis der heute Zehnjährige achtzehn Jahre alt würde.

Alter Spinner Charles

Die feixende Meghan auf dem Thron! Das ist eine so grauenvolle Vorstellung, dass noch der konservativste Engländer sich einer Meute blutrünstiger Revolutionäre anschliessen würde, um den Buckingham Palace zu stürmen. Auch wenn die Queen republikanische Vorstellungen um Jahrzehnte zurückgeworfen hat, hatten wir Glück mit ihr. Nun, da «die Firma» geschwächt ist, bekommen die Republikaner Aufwind. «Du möchtest wohl lieber einen Präsidenten Trump oder Biden?», fragen Hofschranzen hämisch, wenn die Rede davon ist, dass es demokratischer wäre, ein gewähltes Staatsoberhaupt zu haben. Ja – denn die wird man nach ein paar Jahren wieder los, wohingegen man im Fall eines unbefriedigenden Monarchen möglicherweise Jahrzehnte warten muss, bis dieser stirbt.

Gern bilden wir Briten uns ein, die konstitutionelle Monarchie sei etwas Erhabeneres als das antagonistische System der USA. Doch tatsächlich ist König Charles nichts als ein weiterer alter Spinner wie Trump und Biden, angesichts derer man sich das Gefühl nicht verkneifen kann, die abendländische Zivilisation sei alt und erschöpft und mache gerade ein Nickerchen, während kräftige Barbaren vor den Toren stehen, bereit, über die Demokratie herzufallen, durchaus zur Zufriedenheit der entfremdeten Jugend der westlichen Länder.

Ich frage mich, wie lange die königliche Abzockerei ohne die Anmut von Elisabeth der Guten andauern kann. Bei der Queen wirkte das «lang über uns herrsche» aus der Nationalhymne wie etwas, das man tat, in dem man die Ärmel hochkremelte wie zur Gartenarbeit. Sie war keine «geborene Herrscherin», sondern kam so schnell auf den Thron,





Blinzelnd im grellen Licht der modernen Welt.

weil Eduard VIII. abdankte und ihr Vater früh starb. Doch im Gegensatz zu den meisten Herrschern hatte sie ein Leben als gewöhnliche Frau eines Marineoffiziers geführt, eine Zeit, an die sie immer gern zurückdachte.

Charles dagegen hat sein Leben lang erwartet, König zu werden, und hat die unattraktive Arroganz, die mit solchen Zukunftsplänen ein-

Die Queen mit ihrer stillen Art war das einzige Mitglied dieser Familie, das einen Zauber ausstrahlte.

hergeht. Damit, dass in schwierigen Zeiten die Windsors die Nation inspirieren und zu neuen Höhen führen werden, ist endgültig Essig. Mit Ausnahme von Prinzessin Anne wirkt niemand

von der ganzen Mischpoche auch nur ein bisschen vertrauenswürdig. Prinz Williams groteske Auslassungen zur Situation in Gaza zeigten, dass dieses scheinbar vernünftige Mitglied des Klans sich für einen Denker hält.

Mehr Rivalen aus dem Weg geräumt

Die Queen mit ihrer stillen Art war das einzige Mitglied dieser mittelmässigen Familie, das einen gewissen Zauber ausstrahlte. 1867 schrieb Walter Bagehot in seinem Buch «The English Constitution»: «Der Zauber verträgt kein Tageslicht.» Doch Elisabeth die Gute behielt auch im Tageslicht ihren Zauber. Sie hätte noch viel älter werden können, ohne dass wir ihrer überdrüssig geworden wären. Doch ihren Nachkommen geht dieses Charisma ab. Sie stehen blinzelnd im grellen Licht der modernen

Welt und sehen genau so aus, wie sie sind: ein Haufen uninteressanter Menschen, deren Vorfahren einfach besonders gut darin gewesen waren, Rivalen aus dem Weg zu räumen.

Als wir die Queen verloren, verlor das Land auch den – dummen und unbegründeten – Glauben, wir sässen alle im selben Boot, ihre Geschichte und unsere Geschichte seien identisch, vom Sieg über die Nazis bis zu den Beatles und danach zum Brexit. Ich bin immer gern Britin gewesen, doch zurzeit ist es ziemlich mühselig, und die Royals lindern diese Trübsal nicht, sondern tragen vielmehr dazu bei. Zu retten sind sie nicht mehr. Der Untergang des Hauses Windsor ist nur noch eine Frage der Zeit.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Völker Europas, verlasst die EU, solange ihr noch könnt

Es gab eine Zeit, da bewunderte ich die Europäische Union. Seither ist viel passiert.

Milosz Matuschek

Hier schreibt ein ehemals glühender Anhänger der Europäischen Union. Fasziniert studierte ich Europarecht in Paris, vertiefte mich in unzählige Verordnungen und stöberte in den Untiefen der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs. Die Urteile hatten oft tönende Namen wie «Brasserie du Pêcheur» gegen Bundesrepublik Deutschland» oder die Cassis-de-Dijon-Entscheidung. Wenn ein Staat die Biere oder Liköre eines anderen Staates nicht als gleichwertig anerkannte oder deren Verbreitung anderweitig behinderte, gab es mächtig Ärger von den EuGH-Richtern in Luxemburg. Gleiches Recht auf Trinken für alle, das konnte keine schlechte Idee sein. «Freude trinken alle Wesen / an den Brüsten der Natur / Alle Guten, alle Bösen / folgen ihrer Rosenspur», heisst es in Schillers Ode «An die Freude», einer freimaurerischen Auftragsarbeit, welche von Beethoven in seiner 9. Sinfonie vertont wurde und die sich die EU als Hymne einverlebte.

Leben in der vermeintlich besten Zeit

Freier Binnenmarkt über alles! Das alles tat es mir damals dermassen an, dass ich mich sogar mal bei der EU-Kommission als Beamter beworben habe im berühmten internationalen *concours*. Gott sei Dank wurde nichts draus. Doch von den Prestigejobs in Brüssel schwärmten damals viele meiner Jus-Kollegen. Ein Job in Brüssel war ein Ritterschlag für die eigene Karriere. Meine Liebe zur EU war allerdings ein klein wenig erkaufte. Oder anders gesagt: Ich war natürlich ein Profiteur der europäischen Einigung, des Annäherungsprozesses zwischen Deutschland und Frankreich. Die EU als grosse Friedensklammer brachte alte Feindschaften zum Erliegen, ich durfte in einem deutsch-französischen Doppeldiplomprogramm studieren und flanierte, beseelt von Europa, durch Paris, während andere ihr Erasmus-Stipendium in Nizza oder Barcelona vertranken. Ich lebte in der vermeintlich besten Zeit, die es je gab: freies Reisen über die Grenzen der Nationalstaaten hinweg, Bezahlung in der gleichen Währung, alle Menschen werden Brüder!



Kindlein, das mit dem Segen Washingtons gezeugt wurde.

Diese Liebe ist nicht nur erkaltet, sie hat sich inzwischen in offene Ablehnung verkehrt. Eine Europäische Union, die sich strikt und zurückhaltend im Rahmen der mit den Mitgliedstaaten ausgehandelten Verträge bewegt, gab es so vermutlich nie. Die EU drängte es schon immer Richtung Expansion: immer weiter in die Tiefe, immer neue Mitgliedstaaten im Aussen, mit den eigenen Kriterien nahm man es nicht so genau. Wo die Verträge wenig eindeutig waren, half der Gerichtshof mit europarechtsfreundlicher Auslegung nach, ihm mussten sich die national-

Was die Amerikaner tatsächlich von der EU halten, hat die US-Diplomatin Nuland plakativ in Worte gefasst.

staatlichen Gerichte quasi unterwerfen, bis hin zu den Verfassungsgerichten. Was an Recht und Verfassung teils über Jahrhunderte erkämpft wurde, konnte Brüssel in wenigen Jahrzehnten aushöhlen: 80 Prozent der nationalstaatlichen Regelungen kommen heute von der EU. Wer nicht folgt, kann verklagt werden. Aus einem Verhältnis auf Augenhöhe ist ein gefräßiger Leviathan geworden, der nur ein Anliegen hat: mehr Macht für mich, weniger für euch.

Wenn die Macht sich in anonyme Strukturen verabschiedet, in Glaspalästen und Betonbunkern residiert, verwaltet von gesichtslosen Bürokraten, spricht man von «umgekehrtem Totalitarismus» (Sheldon Wolin), der aktuellen Entartungsform der Demokratie, für welche die EU seit je ein dankbares Anschauungsobjekt bot.

Eigentlich hätte man es sich denken können: Jede Bewegung, jede Idee verändert sich, sobald man anfängt, sie in rechtliche Gefässe zu füllen. Zwangsläufig bildet sich mit der Bürokratie eine eigene Machtelite heraus, die zuerst vorgibt, der Sache zu dienen, und irgendwann ihre Eigeninteressen entdeckt und schliesslich bis aufs Blut verteidigt. «Das eiserne Gesetz der Oligarchie» nannte das vor über hundert Jahren der Soziologe Robert Michels. Die EU war immer ein Kindlein, das mit dem Segen Washingtons gezeugt und in Paris und Bonn getauft wurde. Sie war das Einfallstor für die Interessen vor allem der USA, denn sie bot mit dem Binnenmarkt und der alleinigen Kompetenz in Sachen Aussenhandel eine Struktur, mit der einfacher Einfluss auf 450 Millionen Menschen ausgeübt werden konnte. «Seid umschlungen, Millionen» *à l'américaine*. Was die Amerikaner tatsächlich von der EU halten, hat die US-Diplomatin Victoria Nuland mal plakativ in Worte gefasst: «Fuck the EU!»

Die EU ist heute ein erschreckendes Beispiel dafür, was von Werten wie Demokratie, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit übrigbleibt, wenn man sie Bürokraten und Technokraten überlässt. Transparenz und Aufklärung sucht man im EU-Rumpfparlament vergeblich. Während die Kommissionspräsidentin Milliardenverträge mit Pfizer per SMS eintütete, übergab man den Abgeordneten geschwärzte Fassungen. Mehr dummdreiste Demokratieverachtung geht eigentlich nicht mehr. Unbehelligt von Korruptionsverfahren und Klagen, kandidiert Ursula von der Leyen als amerikanisch beseelte oberste EU-Grinsekatze erneut für ein Amt, das ihr damals auf intransparentem Wege zugeschustert wurde.

Die EU als Raum der Sicherheit und des Rechts? Die EU-Aussengrenze ist so löchrig wie das Erinnerungsvermögen von Olaf Scholz. Verordnungen, wonach Asyl in dem EU-Land beantragt werden muss, welches man als Erstes betritt, gelten de facto nicht. Grosses Friedensprojekt EU? Mit dem Steuergeld der Bürger Europas will die EU nun Waffen für die Ukraine im Wert von einer halben Milliarde Euro kaufen und damit ein elendes Sterben verlängern. Die Bürger Europas zahlen für einen Stellvertreterkrieg Amerikas, von dem sie nichts haben ausser Energiekrisen und Flüchtlingsströme. Meinungs- und Denkfreiheit? Russische Medien sind in der EU bereits verboten, gegen sonstige abweichende Meinungen hilft der «Digital Services Act» der EU, das neueste Zensurgesetz.

Frexit, Dexit, Polexit?

Die EU ist der salbungsvollste Betrug an den Errungenschaften europäischer Bürger, den man sich nur vorstellen kann. Sirenenklänge, Symbolik und Versprechungen: Das konnte man gut. Die EU ist eine parasitäre Metastruktur geworden, die zum eigenen Vorteil immer mehr an Souveränität, Geld und Macht aus den Nationalstaaten absaugt, bis nur noch leere Hüllen übrigbleiben, die der Wind davontragen kann. Die Schweiz sollte sich vor einer weiteren Annäherung an Brüssel hüten, wo sie nur kann, sonst wird sie am Ende ebenfalls einverleibt. Vielleicht kann auch hier nur noch ein Bauernaufstand helfen. Dafür müssten die Bauern ihr Berufsethos freilich über die EU-Subventionen stellen. Doch auf jede Machtkonzentration folgt irgendwann eine Gegenbewegung. Kommt nach dem Brexit irgendwann der Frexit, der Dexit und der Polexit?

«Lasst euch nicht verschlingen, Millionen!», will man den EU-Bürgern mit Schiller und Beethoven heute zurufen.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Jenseits von Einstein

Man muss die globale Erwärmung nicht erklären. Sie ist eine erfüllte Prognose.

Simon Aegerter

Der Artikel «Die edle Lüge der Algorithmen» in der *Weltwoche* vom 7. März geht von falschen Voraussetzungen aus. Das beginnt schon in der Einleitung: Einstein hat sich nie an der Klimadebatte beteiligt – er ist vorher gestorben; und dass die Erde keine Scheibe ist, das wusste man schon im Altertum. Was dann zum Thema «Klima» kommt, darf man nicht so stehenlassen.

Man wird es mir nicht glauben: Ich verfolge die Klimadebatte seit sechzig Jahren. Damals war sie schon zehn Jahre im Gang. Sie hat in den ersten dreissig Jahren nur unter Wissenschaftlern stattgefunden. Erstmals nahm die Öffentlichkeit Notiz davon, als der Nasa-Forscher James Hansen 1988 im US-Kongress darauf aufmerksam machte, dass wir ein Klimaproblem haben. Weil es ein heisser Sommer war, war das Presseecho ziemlich laut.

Worum ging es? In den 1950er Jahren hatten Forscher, welche die Radiokarbon-Datierung perfektionieren wollten, festgestellt, dass der CO₂-Gehalt der Atmosphäre am Steigen war. Seither misst man auf dem Mauna Loa auf Hawaii die CO₂-Konzentration in der Luft jeden Tag.

Schwankungen gehören dazu

Diese Forscher waren Physiker. Sie wussten: Drei- und mehratomige Moleküle wie Wasserdampf und CO₂ können Wärmestrahlung absorbieren. Das heisst, mehr CO₂ in der Luft heisst weniger Wärmeverlust der Erde, also steigende Temperaturen. Die grosse Frage war: Wie viel? Ist das vernachlässigbar? Oder kann es gefährlich werden?

Ein Amerikaner japanischer Abstammung, Syukuro Manabe, wollte es wissen. Er entwickelte Computermodelle, welche die Auswirkungen des CO₂ auf die Wärmebilanz der Erde abbildeten. Er musste viele Unsicherheiten einbauen. Welche Verstärkungsprozesse gibt es? Was machen die Wolken? Mit all diesen Unsicherheiten kam er zum Ergebnis: Wenn der CO₂-Gehalt der Atmosphäre verdoppelt wird, erwärmt sich die Erde um 1,5 bis 4,5 Grad Celsius, am wahrscheinlichsten um 3 Grad. Er musste über ein halbes Jahrhundert warten, aber 2021 erhielt er den Nobelpreis «für das physikalische

Modellieren des Klimas der Erde, die quantitative Analyse von Variationen und für die zuverlässige Vorhersage der Erderwärmung».

Das heisst, man muss die beobachtete globale Erwärmung nicht erklären. Sie ist vorausgesagt worden. Sie ist eine erfüllte Prognose. Dass die Erwärmung nicht stetig verläuft, sondern mit Schwankungen, ist auch klar. Die stetige Erwärmung durch den steigenden CO₂-Gehalt der Luft ist den natürlichen Schwankungen überlagert. Diese natürlichen Schwankungen haben verschiedene Ursachen. Veränderungen der Meeresströmungen wie El Niño, Änderungen der Sonnenaktivität, Vulkanausbrüche. Diese können Staub bis in die Stratosphäre schleudern und so die Sonneneinstrahlung abschwächen.

Der Tonga-Ausbruch im Januar 2022 machte aber etwas anderes: Er brach unter dem Meeresspiegel aus und schleuderte auch grosse Mengen Wasser in die Stratosphäre. Wasser hält sich länger dort als Staub und verstärkt den Treibhauseffekt. Alle drei Einflüsse verstärken zurzeit die Erwärmung. Es ist daher zu erwarten, dass 2024 ähnlich heiss werden wird wie 2023. Danach gibt es wohl wieder eine Stagnation, und die *Weltwoche* wird schreiben: «Seht her – es wird kühler! Wir haben es ja immer gesagt.» Und ein paar Jahre danach kommt das nächste Rekordjahr.

Simon Aegerter ist promovierter Physiker und leitete viele Jahre das Technorama in Winterthur. Zuletzt von ihm erschienen: «Das Wachstum der Grenzen» (NZZ Libro 2020).



Was machen die Wolken?

König dank Hypnose

Seine Kunden heissen Simon Ehammer, Niels Hintermann und Samuel Giger. Adrian Brünger formt Champions – durch Hypnose-Therapie.

Philipp Gut

Simon Ehammer heisst der neue Siebenkampf-Weltmeister in der Halle. Samuel Giger hat den Unspunnen-Schwinget gewonnen, das Fest aller Schwingfeste. Niels Hintermann triumphierte in der Weltcup-Abfahrt von Kvitfjell. Was haben diese drei Schweizer Spitzensportler gemeinsam? Sie alle schwören auf Hypnosetherapie – und sie alle haben den gleichen Therapeuten: den ehemaligen Handballprofi und -trainer Adrian Brünger aus Winterthur.

Die Leistungen des sportlichen Trios verblüffen umso mehr, wenn man die Hintergründe kennt. Mehrkämpfer Ehammer musste sich an der Schulter operieren lassen und hatte einen grossen Trainingsrückstand. Trotzdem gewann er die Titelkämpfe von Glasgow. Speedspezialist Hintermann hintersann sich nach einer verkorksten Saison und fuhr im hohen Norden wie befreit zuoberst aufs Podest. Zur Überraschung des Reporters und der Skination erklärte er im Siegerinterview, er habe seine Rückkehr an die Weltspitze auch der Hypnose zu verdanken. Giger holte sich zwar schon viele Titel, aber an den ganz grossen Festen hatte er immer weiche Knie – bis im vergangenen August in Interlaken, wo er in entfesselter Manier obenaus schwang.

Unerklärliche Leistungsschwankungen

Mixt Adrian Brünger also irgendeinen dampfenden Zaubertrank, ist er der Miraculix des Schweizer Sports? Der drahtige Ex-Handballer winkt ab. Hypnose sei im Grunde «ganz einfach», jeder könne sie lernen und sogar bei sich selbst anwenden – im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe. Dabei war der erfolgreiche Sporthypnotiseur zuerst skeptisch. Hansruedi Wipf, sein heutiger Geschäftspartner bei Omni Hypnosis International, die in zahlreichen Ländern Hypnosetherapeuten ausbildet, habe ihn immer wieder bestürmt, die Hypnose im Handballsport einzusetzen, doch er habe ihm entgegnet: «Komm mir nicht mit diesem Hokuspokus!»

Doch eines Tages änderte er seine Meinung. Das kam so: Nach Jahren als Spieler bei Pfadi



«Komm mir nicht mit Hokuspokus!»: Samuel Giger am Schwägälp-Schwinget, 2022.

Winterthur und bei den Kadetten Schaffhausen trainierte Brünger die erste Mannschaft seines Stammvereins Pfadi Winterthur während vierzehneinhalb Jahren als Headcoach. Im Jahr 2010 rutschte das erfolgsverwöhnte Team, mit dem er als Spieler dreimal hintereinander im Viertelfinal der Champions League gestanden hatte, in ein Loch mit unerklärlichen Leistungsschwankungen. Als Pfadi ein Heimspiel gegen den als inferior eingestuften HC Kriens-Luzern mit vierzehn Toren Unterschied verlor, wusste er, dass er seinen Job los sein würde, wenn sich die

Giger holte sich zwar schon viele Titel, aber an den ganz grossen Festen hatte er immer weiche Knie.

Mannschaft nicht schleunigst wieder fing. In diesem Moment der Ratlosigkeit erinnerte er sich an Wipf und die Hypnose. Schaden, dachte er sich, konnte es ja nicht, und so schickte er die Spieler in Therapie, und die Mannschaft absolvierte einige Hypnose-Sessions als Gruppe. Und siehe da:

Von diesem Augenblick an spielte sie wieder auf einem anderen Level. In der zweiten Saisonhälfte holte Pfadi die meisten Punkte aller Teams, und als Krönung holte es den Schweizer Cup.

Siegtore mit doppeltem Handbruch

Trotz dieses Erfolgs blieb bei Brünger – einem nüchternen Zahlenmenschen und Betriebswirt, der nach dem Aktivsport eine Karriere in der Finanzbranche absolvierte – eine «Restskepsis», wie er sagt. Es brauchte zwei weitere Ereignisse, um ihn vollends von den Chancen und Möglichkeiten der Hypnose zu überzeugen. Als seine Frau das dritte Kind erwartete, konnte dieses sich im Bauch nicht mehr drehen. Die Ärzte konnten nichts ausrichten. Da besann sich Brünger, der sich inzwischen selbst zum Hypnosetherapeuten hatte ausbilden lassen, aber noch keine einzige Therapie-stunde durchgeführt hatte, seiner potenziellen Fähigkeiten. Seine Frau war einverstanden, dass er sie in diesem verzweifelten Zustand, kurz vor dem geplanten Kaiserschnitt, hypnotisierte – und «nach höchstens zehn Minuten gab es eine

Bewegung im Bauch». Schliesslich versetzte der Neo-Therapeut seine Frau auch bei der Geburt in Hypnose. Das Resultat: «Null Stress, keine Schmerzen, kaum Blut.»

«Ab diesem Moment», so Brüngger, «therapierte ich alles: Burnouts, Depressionen, Magengeschichten, Migräne, Sucht.» Das Verblüffende dabei sei, dass die Ergebnisse in kürzester Zeit einträfen, meist schon nach ein, zwei Sitzungen. Vom Erfolg der Methode durch persönliche Erfahrung überzeugt, ging er – ganz Ökonom – zu Hypnose-Guru Wipf und schlug vor, ihm einen Teil seiner Firma zu verkaufen. Wipf willigte ein. Brüngger wurde ihr Finanzchef und CEO.

Operation ohne Narkose

Verblüffend auch diese Anekdote: In seinem letzten Spiel als Pfadi-Trainer im Juni 2021 verletzte sich ein Schlüsselspieler schwer – doppelter Handbruch. Doch er spielte weiter, nach einer Blitzintervention mit Hypnose, und schoss entscheidende Tore. Pfadi Winterthur wurde Schweizer Meister. Insgesamt therapierte Brüngger bisher Hunderte von Spitzensportlern, die meisten hängen das allerdings nicht an die grosse Glocke. Ehammer, Giger, Hintermann oder der Snowboard-Bordercrosler Kalle Koblet, der letztes Jahr für die Schweiz den ersten Weltcup Sieg seit vierzehn Jahren einfuhr, sind da eher eine Ausnahme.

Aber was ist die Hypnose überhaupt? Ist sie eine Art Doping fürs Hirn? Hüllt sie die Sportler in einen mentalen Superman-Mantel, in dem sie berauscht und beflügelt von Sieg zu Sieg eilen? Für Adrian Brüngger wären solche Beschreibungen zu blumig, auch wenn er von der Hypnosetherapie felsenfest überzeugt ist: Natürlich könne sie aus durchschnittlichen Athleten keine Überflieger machen, aber sie könne helfen, dass die Sportler ihr volles Potenzial ausschöpfen. Am Ende entschieden meist winzige Details über Sieg oder Nichtsieg – bei Ehammers WM-Titel waren es nach zwei Tagen und sieben Disziplinen elf Punkte Vorsprung auf den Zweitplatzierten.

Ehammer sei auch sonst ein gutes Beispiel, um die Wirkungsweise der Hypnose zu veranschaulichen: Der hochbegabte und durchaus selbstbewusste Athlet litt unter einer unerklärlichen Baisse im Stabhochsprung, er schaffte teilweise nicht einmal mehr die vorgeschriebene Anfangshöhe. Durch die Hypnose, die unmittelbar im Unterbewusstsein wirkt, konnte er die Blockade überwinden. Inzwischen ist der Stabhochsprung eine seiner Paradedisziplinen, an den Welttitelkämpfen übersprang er als Einziger die Höhe von 5,20 Metern.



Doping fürs Hirn:
Adrian Brüngger.

Wie die Hypnose genau funktioniert, ist noch unzureichend erforscht. Eine vor kurzem veröffentlichte Studie der Universität Zürich («Investigating functional brain connectivity patterns associated with two hypnotic states», erschienen im Fachmagazin *Frontiers in Human Neuroscience*) belegt nun aber erstmals, dass sich der hypnotische Zustand im menschlichen Gehirn nachweisen und lokalisieren lässt. Dabei konnten die Forscher zwei verschiedene Zustände unterscheiden, den sogenannten Somnambulismus und den Esdaile-Zustand, eine besonders tiefe Phase, die sich unter anderem durch Schmerzfreiheit auszeichnet. Dass dies auch in der Praxis gilt, belegte kürzlich das Selbstexperiment des Hypnosetherapeuten Daniel Gisler, der sich am Kantonsspital Baden ohne Narkose – dafür in Hypnose – operieren liess. Der Fall machte Schlagzeilen um die halbe Welt.

Dennoch stösst die Hypnosetherapie nach wie vor auf teils erbitterten Widerstand. Die Publikation der erwähnten Studie der Universität Zürich, die Wipf und Brüngger angestossen und bei der sie mitgewirkt hatten, wurde von Gegnern auch mithilfe einer intriganten Medienkampagne verzögert. Nachdem die *Weltwoche* über die Beeinflussungsversuche hinter den Kulissen berichtet hatte («Uni Zürich brükiert Forschungspartner», Nr. 2/2023), konnte sie nun doch erscheinen.

Volksgesundheit fördern

Überblicke man die Entwicklung der letzten Jahre, stelle man denn auch eine «gewisse Öffnung» fest, sagt Adrian Brüngger. Es meldeten sich immer mehr Ärzte, Spitäler oder Psychotherapeuten, die Hypnose anwenden oder mit anderen Behandlungsmethoden kombinieren wollten. Auch abseits des Nischenbereichs

Spitzensport sieht Brüngger vielfältige Anwendungsbereiche. Wie die neuste Gesundheitsbefragung der Schweizer Bevölkerung ergab, leiden viele unter Erschöpfung und anderen psychischen oder psychosomatischen Symptomen. Dass wir mental immer kränker würden, zeige doch, dass die herkömmlichen Instrumente nicht richtig griffen oder nicht ausreichten. Hier, ist Brüngger überzeugt, könnte die Hypnose Abhilfe schaffen – «effizient, schnell, wirtschaftlich und völ-

lig natürlich». Sie würde also nicht nur Leichtathletik-Weltmeister, Unspunnen-Sieger und Abfahrts-Champions nützen, sondern auch die Volksgesundheit fördern und dazu beitragen, den Kostenanstieg im Gesundheitswesen einzudämmen.

Sagt's, verabschiedet sich und fährt zur nächsten Hypnosositzung – mit dem vielleicht nächsten grossen Sieger.



INSIDE WASHINGTON

Blackout für Bidens Gedächtnispolizei

Wenn es nach den Anwälten von Joe Biden gegangen wäre, hätte die Öffentlichkeit im vergangenen Monat niemals die einschlägige Einschätzung des US-Präsidenten durch Sonderstaatsanwalt Robert Hur als «wohlmeinenden, älteren Mann mit schlechtem Gedächtnis» zu Gesicht bekommen.

Am Vorabend der Aussage des Staatsanwalts vor dem Kongress in dieser Woche berichtet die *Washington Post*, dass Bidens Anwaltsteam das Justizministerium bis hinauf zur Spitze aggressiv darum gebeten habe, die verheerende Beschreibung zu löschen, bevor der Bericht veröffentlicht wird.

Zunächst drängten sie Hur, die beanstandeten Passagen zu tilgen. Hur weigerte sich. Dann wandten sie sich an den ranghöchsten Mitarbeiter des Justizministeriums und bezeichneten den Bericht als eklatanten Verstoss gegen die «Politik und Praxis» des Ministeriums. Der Berufsbeamte war anderer Meinung. Justizminister Merrick Garland warf einen Blick darauf, unterschrieb, veröffentlichte das 345-seitige Memo in seiner Gesamtheit, und die Hölle brach los.

Angesichts von Umfragen, die zeigen, dass mehr als sechs von zehn Amerikanern ernsthaft über die grauen Zellen des Präsidenten besorgt sind, ist das Weisse Haus in bester Laune. Vor zwei Wochen erklärte Bidens Arzt im Weissen Haus, der Patient sei ein «gesunder, aktiver, robuster 81-Jähriger», der «fit für den Dienst» sei. In der vergangenen Woche hielt Biden seine Rede zur Lage der Nation mit nur einem kleinen verbalen Ausrutscher.

Die Pressesprecherin des Oval Office, Karine Jean-Pierre, besteht darauf, dass ihr Chef jeden Tag einen «kognitiven Test» bestehe. Leider gelingt es ihr weiterhin nicht, die Öffentlichkeit zu überzeugen.

Amy Holmes

Willy ist so frei

Der Weisshai gilt als Inbegriff der Meeresbestie. Nun läuft ihm der Schwertwal den Rang ab.

Christoph Egger

In «Jaws», Steven Spielbergs Film, der 1975 das Zeitalter der Blockbuster einläutete, bringt der Hai am Schluss nicht einfach den Kutter des professionellen Haijägers Quint zum Kentern. Er versenkt damit die «Orca», was durchaus programmatisch zu verstehen ist. Der «great white shark», der Weisshai also, macht klar, wer hier der «apex predator» ist: nicht der Meeressäuger (der erst seit wenigen Jahren seinen Ruf als übelster Mordgesell der Weltmeere zu verlieren begonnen hat), sondern der kaltblütige Riesenfisch. Der «Schrecken der Meere» hatte ein neues Gesicht.

Siebzehn Tage Trauer

Hat «Jaws» den Raubfisch erst ins allgemeine Bewusstsein gerückt, so hat auch beim Schwertwal ein Film dazu beigetragen, die öffentliche Wahrnehmung zu verändern, diesmal zum Positiven: «Namu, the Killer Whale» (1966) von László Benedek. Seither, und ohnehin seit «Free Willy» (1993 ff.), ist eine Neubewertung des Tiers im Gang. Ihre Kulmination erreichte sie wohl im Sommer 2018. Da hatte die zwanzigjährige Tah-

Erstaunen rief hervor, dass der Wal ganz allein dem jungen Hai die Leber herausgerissen hatte.

lequah in der Salish Sea am 24. Juli ein weibliches Kalb zur Welt gebracht, das unmittelbar nach der Geburt starb. Was dann folgte, hatte man so zuvor noch nie beobachtet: Während zweieinhalb Wochen, bis zum 9. August, liess Tahlequah unter riesiger Anteilnahme der kanadisch-amerikanischen Öffentlichkeit nicht von ihrem toten Kind, wobei andere Mitglieder ihrer Gruppe sie zeitweise ablösten, bis sie sich nach siebzehn

Tagen des «Trauerns», wie man hier zu sagen versucht ist, von ihm trennte.

Und nun eine erneute Kehrtwende mit dem Schwertwal als rabiatem Killer und dem Weisshai als hilflosem Opfer? 2017 waren in Gansbaai, südlich von Kapstadt, wo Tauchen (im Käfig) mit den Fischen zum einträglichen Geschäft geworden war, innerhalb weniger Monate die Kadaver von fünf Weisshaien angespült worden. Vier von ihnen fehlte die Leber. Untersuchungen der südafrikanischen Meeresbiologin Alison Towner ergaben nicht nur, dass hinter der Haihatz ein einziges Paar Schwertwale steckte, sondern auch, dass die übrigen Haie schleunigst Reissaus genommen hatten.

Die Raubfische sind jeweils zur Stelle, wenn in den Robbenkolonien die jungen Seebären flügge werden und ihre ersten Schwimmversuche im offenen Meer unternehmen.

Während so in Gansbaai ein Geschäftsmodell unterzugehen drohte, freute man sich ein paar hundert Kilometer weiter östlich, in Mossel Bay, über den unerwarteten Zuzug von Weisshaien, die ihrerseits Touristen anlockten. Allerdings waren sie nicht allein gekommen. In ihrem Schlepptau befand sich das nämliche männliche Schwertwalduo, das schon die Seebären von Gansbaai hatte aufatmen lassen (wobei auch Orcas Robben-Snacks keineswegs abgeneigt sind, berühmt sind die Strandräuber von Patagonien). Angekommen war also auch das Tandem «Steuerbord» und «Backbord», so getauft ihrer schlappen Rückenflosse wegen, die sich beim einen eben nach rechts, beim andern nach links krümmt.

Dass nun ein Vorfall vom Juni letzten Jahres, den die Forscher



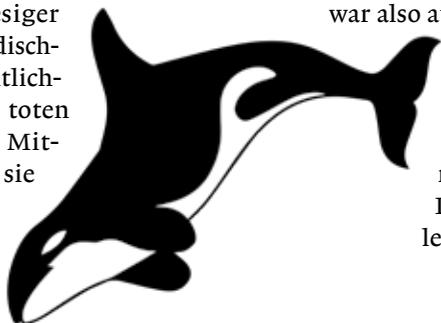
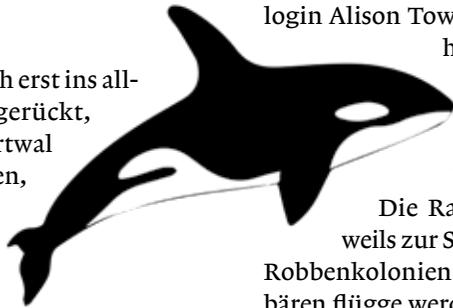
um Towner Anfang März zusammen mit einem Video publik gemacht haben, auf so grosses Echo stiess, galt nicht nur

dem Umstand, dass hier eine solche Attacke erstmals dokumentiert werden konnte. Allgemeines Erstaunen rief hervor, dass «Steuerbord» ganz allein dem juvenilen Weisshai von rund zweieinhalb Metern Länge erst eine Brustflosse ab- und hierauf die Leber herausgerissen und ihn getötet hatte – und das in weniger als zwei Minuten. «Backbord» hatte sich derweil etwa hundert Meter entfernt aufgehalten. Dass er nicht untätig geblieben war, erwies sich am Kadaver eines Tiers von rund dreieinhalb Metern Länge, der am folgenden Tag ausgeweidet angeschwemmt wurde.

Sensationelles Präparat in Lausanne

Wer einen wirklich grossen «great white shark» sehen will, zwar nicht lebendig, dafür ganz nah und im Massstab eins zu eins, der sollte in Lausanne im Palais de Rumine das oberste Stockwerk besuchen. Das dortige Zoologische Museum ist in der Schweizer Museumslandschaft einzigartig, nicht nur durch die historischen, mitunter auch etwas ramponierten Präparate, die hier zu grossen Teilen in ihrer aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Prä-

tation belassen werden. Man hat auch einige bemerkenswerte Einzelstücke vorzuweisen. Etwa den vorzüglich erhaltenen, fast fünf Meter hoch aufragenden Unterkiefer eines Pottwals aus dem Jahr 1838. Und eben den geradezu sensationellen *requin blanc*: das weltweit grösste Präparat, das zudem aus dem Mittelmeer stammt. 1956 vor Sète einem Fischer ins Netz geraten, war der Koloss 5,89 Meter lang und rund zwei Tonnen schwer. Am Riesenfisch lässt sich nicht nur die enorme Länge schön ermessen, sondern vor allem auch der gigantische Rumpfumfang. Die Leber hatte 360 Kilogramm gewogen.



Schulische Opfer-Olympiade

Die Zahl der speziell geförderten Schüler stieg innert zehn Jahren um einen Fünftel. Warum?



Ich musste 35 Jahre alt werden, um zu erfahren, dass Kinder an deutschen Schulen heutzutage für alles Mögliche einen sogenannten Nachteilsausgleich erhalten können. Heisst: Wenn Sie einen Arzt finden, der Ihrem Kind beispielsweise eine Dyskalkulie attestiert, dann können Sie Sonderregelungen für Ihr Kind bewirken, wie etwa mehr Zeit bei Klausuren in Mathe oder auch die Verwendung einer Formelsammlung, auf die die anderen Kinder nicht zurückgreifen dürfen. Der Erwartungshorizont, nach dem benotet wird, bleibt also derselbe, aber die Rahmenbedingungen, in denen das Kind seine Klausur schreibt, ändern sich zu seinen Gunsten.

Ich stamme aus einer Zeit, in der es noch nicht in Mode war, sich selbst zum Opfer zu stilisieren und dadurch Vorteile abzugreifen. Folgerichtig gab es in meinen Klassen zu meist, wenn überhaupt, nur ein Kind mit irgendwelchen Einschränkungen. Meist einer körperlichen Beeinträchtigung wie einer Sehschwäche. Das war's.

Als Boomer im Geiste würde ich also behaupten, dass es sich bei diesem Nachteilsausgleich schlicht und ergreifend um einen Beschiss handelt. Um eine Wettbewerbsverzerrung, die vor allem jenen Kindern gegenüber unfair ist, die auf dieselbe Note kommen, ohne sich irgendwelcher Sonderregelungen bedienen zu dürfen. Für mich ist der «Nachteilsausgleich» in den meisten Fällen, in denen es nicht um körperliche Einschränkungen geht, sondern um irgendwelche Störungen, die in den letzten Jahren urplötzlich inflationär auftreten, eine Kopfgeburt sozialistischer Gleichmacherei.

Gegner meiner Haltung würden jetzt argumentieren, dass es nicht um Gleichmacherei, sondern um Gleichberechtigung gehe. Dass eine attestierte Dyskalkulie oder ein attestierter Autismus genauso zu bewerten sei wie eine Sehschwäche. Eine Formelsammlung in der Matheklausur für den Schüler, der an Dyskal-

Ich würde behaupten, dass es sich beim Nachteilsausgleich schlicht um einen Beschiss handelt.

kulie leidet, sei demnach dasselbe wie die Brille für den Schüler mit der Sehschwäche oder der Platz ganz weit vorne an der Tafel, damit er alles besser lesen kann. Und da würde ja auch niemand auf die Idee kommen, einen unlauteren Wettbewerbsvorteil zu unterstellen.

Ganz so einfach ist es für mich nicht. Zumal wir da wieder bei physisch eindeutig festzustellenden Defiziten auf der einen und geistigen, kognitiven und psychologischen Einschränkungen auf der anderen Seite sind. Im Klartext heisst das, dass ich unterstelle, dass heute auch gerne einmal vorschnell irgendeine Diagnose gestellt wird, statt naheliegende andere Gründe für gewisse Auffälligkeiten in Betracht zu ziehen.

Nicht jeder Zappelphilipp hat ADHS. Meines Erachtens lässt sich vieles heute auf eine wachsende Reizüberflutung zurückführen: Smartphone, Tablet, Spielkonsole, mangelnde Bewegung. Kinder sind heute ganz anderen Herausforderungen ausgesetzt als frühere Generationen, und für nicht wenige Eltern ist es

schlicht und ergreifend bequem, ihren Sprössling vor einem Bildschirm zu parken oder eine Diagnose als Ausrede für fehlende Konzentration und zu wenig Fleiss heranzuziehen.

2019 wurde 109 200 Kindern und Jugendlichen in Deutschland, die an einer sogenannten seelischen Behinderung leiden, eine Eingliederungshilfe gewährt. Das entspricht einem Zuwachs von 156 Prozent in zehn Jahren. Wohlgermerkt vor Corona. Die Zahl der Schüler mit «emotionalem und sozialem Förderbedarf» ist im selben Zeitraum mit einem Zuwachs von 71,9 Prozent ebenfalls stark angestiegen. Insgesamt stieg die Zahl der speziell geförderten Schüler um fast einen Fünftel. Bleibt die Frage, ob einfach nur genauer hingesehen oder überdiagnostiziert wird beziehungsweise ob es auch einfach mehr verhaltensauffällige Schüler als früher gibt. Vermutlich von allem ein bisschen.

In jedem Fall gilt, dass der Nachteilsausgleich das Problem nicht löst, sondern verschiebt. Und zwar auf die Unis und Ausbildungsbetriebe, die sich immer weniger auf die Notengebung als Richtwert verlassen können. Erst recht, wenn derartige Ausgleichs in einigen Bundesländern nicht einmal im Zeugnis vermerkt werden.

Und so wäre es schön, wenn wir uns zur Abwechslung wieder einmal darauf konzentrieren könnten, Unterschiede in der Leistung der Menschen anzuerkennen, statt sie alle durch entsprechende Massnahmen nivellieren zu wollen. Das Leben ist oft unfair. Nicht jeder kann alles. Auch darauf sollte die Schule vorbereiten.

Wendekreis des Busens

Die Schauspielerin Sydney Sweeney bringt mit ihrem Dekolleté die USA in Wallung. Ist sie der frivole Frühlingsbote, den die Rechte in ihr sehen will?

Sarah Pines

Der Busen ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal, er soll gezeigt werden, um zu signalisieren: «Hallo, ich bin zu haben, kann notfalls stillen.» Jedes modische Zeitalter, ausser dem Viktorianismus, hat die Brust betont, irgendwie mit Mieder, Korsage oder Schalen-BH hervorgequetscht. Spätestens seit #MeToo und dem Diskurs um Körperpositivität und Diversität folgt die weibliche Brust jedoch anderen, loseren Moden. Der Push-up, die harte Silikonbrust einer Pamela Anderson, selbst der Bügel-BH sind, an ihrer Proliferation in den neunziger oder frühen 2000er Jahren gemessen, relativ unbeliebt geworden. Insbesondere jüngere Generationen tragen natürliche Formen, natürliche Stoffe, Sport-BHs oder gar nichts auf der Büste, ausser Kleidern, Lappen und Vorhängen, sodass überall Nippel hervorblinken, alles wackelt. Das harte, gepresste Dekolleté und der Push-up sind zusammen mit Hotpants und Boxenludern selten geworden. Am Frühstückstisch starrt kein Mann mehr verschämt und heimlich an seiner Frau vorbei in die Zeitung: Das «Blick-Girl» gibt es schon seit Jahren nicht mehr.

Anti-woke Körperkultur

Und wenn sie noch irgendwo auf Postern in halbvergessenen U-Bahn-Unterführungen oder vergilbten Softpornoshops hängen, all die Pin-ups, Tänzerinnen, Schönheitsköniginnen vergangener Zeiten, mit Turmfrisur und gequetschtem Dekolleté, gehen wir seit vielen Jahren schon abgestumpft und gleichgültig an ihnen vorbei. In der heutigen Bildkultur beliebt ist der weiche Körper in seiner natürlichen Form und diversen Schattierungen – für Kritiker bedeutete dies die woke Enteignung des Körpers und seines potenziellen Kapitals, das bisher anderen, exklusiveren und schwer zu erreichenden Masstäben gehorchte: Bei Männern waren es Muskeln und stählerne Waden, bei Frauen das 90-60-90-Körpermass.

Nun aber kommt Sydney Sweeney und damit – so scheint es ihren Fans – ein Stück der guten alten Zeit zurück: die zusammen mit dem Push-up unbeliebt gewordene schöne Blondine mit Sanduhrkörperform. Die 26-jährige Schau-

spielerin trat in den preisgekrönten Serien «Euphoria», «The Handmaid's Tale» und «The White Lotus» auf, spielte die Hauptrolle in der beliebten Filmkomödie «Anyone But You», war in Rolling-Stones-Videos zu sehen und in Quentin Tarantinos Filmepos «Once Upon a Time in Hollywood».

Vor allem aber hat Sweeney Oberweite, die sie gerne vorzeigt – in den altbekannten Schalen und Formen des Push-up-BHs. Mit quellender Büste besucht sie Fernsehshows, postet sich auf Instagram, geht auf Filmpremieren, über rote Teppiche, auf Oscar-Partys – dort sogar im anspielungsreichen Marilyn-Monroe-Kleid, Pin-up aller Pin-ups und erstes *Playboy*-Covergirl. Mit Sweeney sei die wahre Schönheit endlich wieder «politisch», skandierte unlängst die konservative kanadische Zeitung *National Post*. Sweeneys Dekolleté fordere die woke Körperkultur heraus.

Sweeney, in der mittelgrossen Stadt Spokane geboren, auf der Grenze zwischen Washington und Idaho, die Mutter Strafverteidigerin, der Vater arbeitet im Hotelfach, ist rein äusserlich alles andere als divers: weiss, blond, hetero – ein sportliches All-American-Girl mit schmaler Taille, geraden Zähnen, Babygesicht und perfekten Augenbrauen, das einen Jeep aus den sechziger Jahren fährt und gerne eng Tailliertes trägt. In der Highschool spielte Sweeney Fussball, Base-

Ist die Zurschaustellung eines Riesenausschnitts ein besonderes Zeichen von Konservativität?

ball und fuhr Ski, war ausgezeichnet in Mathe, baute Roboter. Auf die Uni ging sie aber nicht, sondern zog 2016 mit der Familie, die sie so lange drangsaliert hatte, bis sie endlich nachgab, nach Los Angeles und wurde binnen weniger Jahre berühmt.

Doch ist die Zurschaustellung eines hochgepushten Riesenausschnitts ein besonderes Zeichen von Konservativität? Ist woke oder divers zwingend unattraktiv? Die Debatte ist seltsam und verquer, zeigt, wie weit der Kulturkampf um Deutungshoheiten über woke und

nicht-woke Körper fortgeschritten ist und sich immer weiter ins Absurde verfranst. Vielleicht verkörpert Sweeney einfach nur beides, eine unerträgliche Ambivalenz, für die die Gegenwart immer weniger Feingefühl aufweist: woke und das Mädchen von einst, mit Busen und Schale wie in den frühen 2000ern, als Paris Hilton und Britney Spears in genau demselben Aufzug nachts besoffen in Taxis taumelten, nur dass Sweeney nüchtern ist und korrekt. Sie trägt den Push-up in der Manier der Generation Z: als gestylten Harnisch, nicht als Einladung zum Grabbeln.

Es lebt die Revolution

Medial wird trotzdem spekuliert: Auf der Geburtstagsparty von Sweeneys Mutter waren Gäste geladen, die trumpistische «Maga»-Kappen trugen, nein, nicht ganz, sondern Hüte, auf denen stand «Make America Great Again». Aber immerhin. Und hat Melania Trump nicht auch einst mit Riesenbusen nackt gemodelt? Sweeney scheint zu bestätigen und auch wieder nicht: Sie wolle die weibliche Nacktheit auf der Filmleinwand rehabilitieren, sagte sie der *Cosmopolitan*. Frauen, die sich vor der Kamera auszögen, würden viel zu oft degradiert und verlacht, doch solle Nacktheit, auch die Pin-uphafte, erotisch aufgeladene Nacktheit, etwas Natürliches sein.

Die Phrasen, die das Ende der Wokeness verkünden, weil eine junge Frau sich in einen Schalen-BH zwingt, klingen einfältig: «Wir wurden jahrelang dafür gezüchtigt, dass wir Schönheit begehren oder bewundern – weil Schönheit selten ist und ausgrenzt und ausgrenzen hassen heisst. So wurden wir von den heutigen Fanatikern der Vielfalt, Gleichberechtigung und Inklusion belehrt. Wir durften Sweeneys Schönheit nicht bewundern, aber wir haben es trotzdem getan. *The times, they are a-changin'*», schreibt die *National Post*, im *Spectator* wurde gejubelt: «Boobs are back!»

Sei's drum. Für manche lebt also die Revolution. Einst gab es den Busenangriff auf Adorno, Jennifer Lopez und Kim Kardashian haben ihre Pos, Sydney Sweeney hat ihren Busen.



Make America Great Again: Leinwand-Darling Sweeney.

Weltwoche Nr. 11.24
Bild: Michael Tran/AFP/Getty Images

März-Pogrom im Kosovo

Am 17. März jährt sich zum 20. Mal die ethnische Säuberung gegen Serben. Die damals zerstörten Kirchen und Klöster sind noch immer bedroht.

Christoph Mörgeli

Über das schreckliche Massaker an Tausenden von muslimischen Bosniern in Srebrenica von 1995 gibt es zu Recht eine lebendige Erinnerungskultur. Auch die Schlacht von Vukovar im Osten von Kroatien des Jahres 1991 blieb unvergessen. Genauso verhält es sich mit den etwa vierzig Morden an Kosovo-Albanern von 1999 im Dorf Racak. In all diesen Fällen stehen serbische Milizen als Täter fest. Kaum einen Rückblick der internationalen Gemeinschaft wert scheinen allerdings die Ereignisse, die sich vor genau zwei Jahrzehnten innert 48 Stunden im heutigen Kosovo abgespielt haben. Dabei handelte es sich nachweislich um ein Pogrom gegen die dort ansässige serbische Bevölkerung.

Am 17./18. März 2004 wurden unter der Leitung von Extremisten der kosovarisch-albanischen Terrororganisation UCK nicht weniger als sechs Städte und zehn Dörfer ethnisch «gesäubert». Dabei sind mindestens neunzehn Menschen getötet und etwa tausend verletzt worden. Nicht weniger als 4000 Serben sind damals vertrieben worden, 800 serbische Häuser wurden zerstört und 35 religiöse Stätten in Brand gesetzt.

Mord und Brand

Damals wurden Serben erbarmungslos getötet – nur weil sie Serben waren. Doch selbst die toten Serben wurden im Lauf der Gewaltorgie entfesselter Kosovaren des Friedens beraubt, denn nicht einmal die Friedhöfe blieben verschont. Zwanzig Jahre später leben ausserhalb des Kosovo 200 000 vertriebene Serben. Die internationalen Streitkräfte haben auch nicht annähernd genug getan, um ihr Mandat des Unosicherheitsrats zu erfüllen. Die bekannte Resolution 1244 von 1999 hatte den Kosovo-Krieg beendet und wollte als international überwachte Zwischenlösung die politischen Voraussetzungen für eine endgültige Lösung schaffen.

In besonders schrecklicher Erinnerung geblieben ist der 17. März 2004 wegen der Zerstörung von Kirchen und Klöstern.

Das Kosovo ist für die serbisch-orthodoxe Kirche aufgrund der dort ausgetragenen Kämpfe gegen die Osmanen geheiligte Erde. Auch die Gottesmutter-Kathedrale Ljevis wurde an jenen schlimmen Tagen von Extremisten angegriffen. Das Gebäude geht bis aufs frühe 14. Jahrhundert zurück und ist die äl-

Das bedeutende Wallfahrtskloster Decani wurde siebenmal mit Mörsern beschossen.

teste Fünfkuppelkirche Serbiens. Ein Teil der Fresken wurde wegen der Brandstiftung von Kosovo-Albanern durch Hitze und Feuer zerstört, und der aufggestachelte Mob demolierete die Inneneinrichtung vollständig. Teile der Konstruktion wurden durch die Flammen beschädigt.

Insgesamt sind seit dem Ende der bewaffneten Konflikte im Kosovo im Jahr 1999 150 orthodoxe Kirchen und Klöster demoliert und verbrannt worden, viele davon waren jahrhundertealt. Mehr als 10 000 Ikonen und Kultgegenstände wurden kaputt geschlagen oder gestohlen, 256 orthodoxe Friedhöfe zerstört. Das bedeutende Wallfahrtskloster Decani wurde vor zwanzig Jahren siebenmal mit Mörsern beschossen. Nur den impo-

santen Aussenmauern und der Bewachung durch italienische Kfor-Truppen ist es zu verdanken, dass die Anlage einigermaßen unversehrt blieb. Sowohl die Kathedrale Ljevis wie das Kloster Decani stehen heute auf der Liste des gefährdeten Unesco-Welterbes. Auch die internationale Organisation «Europa Nostra» setzte das Kloster Decani auf den ersten Platz der Liste der sieben am meisten gefährdeten Kulturdenkmäler in Europa für das Jahr 2021.

«Offener Balkan»

Das heutige Serbien lässt sich indessen nicht mehr mit jenem des unglücklichen Jahres 2004 vergleichen. Es handelt sich nicht nur um den wirtschaftlich führenden Staat in der Region, die Republik bildet auch eine Säule des Friedens und der Stabilität. Serbien ist ein Land, das in die Zukunft blickt und sich für eine stärkere Region einsetzt. Unter der Führung von Präsident Aleksandar Vucic wurde die Initiative «Offener Balkan» ins Leben gerufen, um die verschiedenen dortigen Staaten zu verbinden. Die «Schande von 2004» hat sich tief ins Nationalbewusstsein der Serben eingegraben, und die Republik Serbien würde eine Wiederholung ähnlich tragischer Ereignisse niemals zulassen.

Was aber im Gebiet des Kosovo weitgehend unbemerkt weitergeht, ist die Schändung, Zerstörung und Verfälschung des serbischen Kultur- und Kirchenerbes. Dabei handelt es sich um unwiederbringliche Symbole für die jahrhundertealte Existenz des serbischen Volkes in jenem Gebiet. So bedroht der Bau einer Strasse durch die Behörden in Pristina direkt neben dem Kloster Decani diese Stiftung von König Stefan Uros III. Decanski aus dem 14. Jahrhundert unmittelbar. Diese Planung, welche eine Hauptverkehrsachse direkt neben der orthodoxen Kirche vorbeiführt, steht im Widerspruch zu allen Standards des Denkmalschutzes unter der Schirmherrschaft der Unesco.



Ich bestreite mein Leben, also Geld her

Eine schlechte Partnerwahl ist nichts, was die Allgemeinheit ausbaden müsste.



Das Gegeneinander-Ausspielen von Männern und Frauen wird immer gut geklickt, und so berichtete die *Zeit* jüngst über eine Prognos-Studie, die ergab, dass Letztere jährlich 72 Milliarden Stunden unbezahlte Sorgearbeit leisten. «In Deutschland übernehmen Frauen knapp 62 Prozent der häuslichen Arbeit», also Haushalt, Kindererziehung und Angehörigenpflege. Die Forderung, dass diese Tätigkeiten bezahlt werden müssen, steht schon länger im Raum. Durch wen? Natürlich durch Steuermittel.

Lassen wir mal beiseite, dass es seltsam anmutet, von «Arbeit» zu sprechen, wenn man sich um seine Liebsten kümmert. Oder Frauen sich dafür entscheiden, Kinder zu haben, nicht weil alles so schlimm ist, sondern weil sie es gerne tun. Ja, Frauen leisten die Mehrheit dieser Aufgaben. Doch das wäre ja nur in dem Fall ein Problem, wenn sie auch das gleiche Arbeitspensum in ihrem Job (ausser Haus) hat wie ihr Partner. Wenn sie gleich oder ähnlich viel wie er arbeitet und sich zu Hause auch noch um alles kümmern muss, verstehe ich jede, die auf die Barrikaden geht. Die meisten Frauen arbeiten aber in Teilzeit, die meisten Männer in Vollzeit.

Wenn sie also beispielsweise 40 Prozent arbeitet, während er ein viel höheres Pensum stemmt und den Löwenanteil der Rechnungen bezahlt, ist es dann nicht ausgewogen, wenn sie den Löwenanteil der Care-Tätigkeiten übernimmt? Das wäre ein sinnvolles Modell: Für jedes Prozent ihrer Arbeitszeit muss er zu Hause mithelfen. Und umgekehrt. Oder beide arbeiten je 50 Prozent und übernehmen abwechselungsweise die Aufgaben. In gut funktionierenden

Beziehungen findet eine ausgewogene Aufteilung statt: Er steuert vielleicht mehr Geld bei, sie mehr Arbeitsleistung innerhalb der Familie.

Dass Frauen sich mehr um Care-Tätigkeiten kümmern, war schon immer üblich. Niemand bestreitet, dass sie viel leisten – und dies wird, entgegen manchen Behauptungen, gesellschaftlich wertgeschätzt. Neu ist die For-

Kein Mann würde je auf die Idee kommen, für seine Taxidienste monetäre Vergütung zu fordern.

derung nach finanzieller Entschädigung dafür. Warum aber soll dich der Staat dafür bezahlen, dass du dich um deine Familie kümmerst? Dass du bei dir zu Hause aufräumst, putzt und deine Kleider wäschst? Die Verantwortung dafür liegt in deiner Partnerschaft und in der vereinbarten Aufgabenaufteilung.

Männer übernehmen traditionell eher Aufgaben wie Reparaturen, Computerzeug, sie schleppen beim Zügeln, fungieren als Familienchauffeur – neben dem Vollzeitjob. Rechnet man die Stunden auf, die Männer am Steuer sitzen und sie entspannt daneben, wenn es in den Urlaub nach Italien geht, zum Restaurant oder ins Gartencenter – kommen einige zusammen. Doch kein Mann würde je auf die Idee kommen, für diesen Taxidienst monetäre Vergütung zu fordern. Würden Frauen innerhalb der Beziehung traditionell mehr Auto fahren, gäbe es 38 Studien über die «unbezahlte Arbeit

hinter dem Steuer». Die Logik: «Ein Berufschauffeur wird auch bezahlt!»

Es gibt sehr viele Frauen, die von ihren Männern umfassende Unterstützung erhalten, so wie ich. Wir arbeiten beide Vollzeit, ich koche meistens, den Rest teilen wir uns auf. Ich hatte noch nie im Leben eine Reinigungskraft. Putzen und Waschen sind für mich keine abwertenden Tätigkeiten, ich benötige dafür keine spezielle Anerkennung, ausserdem sind sie schnell erledigt. Daher frage ich mich, wie man überhaupt auf 62 Prozent kommt (auch: Staubsaugen sie mit Stoppuhr?). Nach meiner grosszügigen Rechnung summiert es sich auf etwa drei Stunden pro Tag, 40 Prozent; eine Stunde Putzen täglich (für die sauberste Wohnung der Welt), 1,5 Stunden Kochen und Einkaufen, plus sonstige Alltags-Tasks. Aber ja, zählt man bei «Kindererziehung» Parkbesuche, gemeinsames «Dschungelbuch»-Schauen und das Chauffieren des Nachwuchses mit dem SUV in die Schule dazu, sind wir schnell in den Milliarden.

Noch ein Aspekt: Wer mit all dem Kram alleingelassen wird, hat oft eine schlechte Partnerwahl getroffen – auch das ist gewiss nichts, was die Allgemeinheit ausbaden müsste. Und die Perspektive der Männer? Viele sind es leid, als faul und untätig dargestellt zu werden und die Botschaft zu erhalten, sie leisteten weniger als Frauen; die traditionell männliche unbezahlte Arbeit würde im Vergleich zur weiblichen Care-Arbeit generell abgewertet, schreiben mir treue Leser. Auch dieser Gedanke verdient Berücksichtigung.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

An der Realität vorbei

Nr. 10 – «Aufstand der Alt-Botschafter»
Rafael Lutz über die Kritik von Ex-Diplomaten

Mit Interesse habe ich die Aussagen verschiedener alt Botschafter (zu denen ich nun auch gehöre) zum Thema Neutralität und der Positionierung des EDA und seines Vorstehers im Ukraine-Krieg gelesen. Im Unterschied zu den vier Kollegen habe ich längere Zeit und bis vor kurzem mit Bundesrat Cassis zusammengearbeitet. Ich kenne also die Situation aus erster Hand und nicht nur vom Hörensagen. Und da muss ich meine Kollegen darauf hinweisen, dass verschiedene ihrer Aussagen schlicht an der heutigen Realität vorbeizielten. Die Neutralität und das internationale Genf stellen für die schweizerische Diplomatie nach wie vor einen Mehrwert dar und bleiben wichtige Kriterien auch bezüglich des Erbringens von Guten Diensten. Die Neutralität ist aber nicht das allein entscheidende Kriterium. Sonst hätte die Türkei nicht eine so zentrale Rolle bezüglich des Getreidedeals zwischen der Ukraine und Russland spielen können oder würde Katar nicht eine wichtige Vermittlerrolle im Nahostkonflikt einnehmen. Viele Schutzmandate werden zudem nicht von neutralen Ländern wahrgenommen. Was meine Kollegen möglicherweise auch übersehen, ist, dass sich die weltpolitische Situation stark verändert hat und die Schweiz einer anderen Realität gegenübersteht als jener, die sie selbst erlebt haben. Im Gegensatz zu früher ist es für die Schweiz kaum mehr möglich, abseits zu stehen und sich diskret durchzuschlängeln. Die weltpolitische Lage und die Social Media zwingen die Schweiz heute, sich klarer und schneller als früher zu positionieren. Das hiess dann eben EU-Sanktionen zu übernehmen, was die

Schweiz notabene bei früheren Konflikten auch schon fallweise getan hat. Aus neutralitätsrechtlicher Sicht hat sich dabei nichts geändert, hingegen nützt der Bundesrat seinen neutralitätspolitischen Spielraum aus, um die Schweiz in diesem veränderten Umfeld zu positionieren. Und bei objektiver Betrachtung gelingt ihm das per saldo doch recht gut. *Johannes Matyassy, stv. Staatssekretär EDA 2021/2022, Muri bei Bern*

Globale Hegemonie

Nr. 10 – «China ist eine Chance»
Beat Schneider über die neue Supermacht

Fernöstliche Kulturen und Philosophien mögen für Westler einen exotischen Reiz haben, doch werden sie stets sehr einseitig wahrgenommen. Wer über China schreibt, sollte vorweg klarstellen, dass dieses Land mit dem Einfall in den damals souveränen Staat Tibet im Sommer 1949 – nicht zu verwechseln mit der grossen Fluchtwelle von 1959 – einen Genozid und Ethnozid historischen Ausmasses begonnen hat. Schon allein deshalb sollte die Schweiz das Freihandelsabkommen mit China nicht ergänzen, sondern kündigen. China wird nie etwas für andere tun, sondern beharrlich auf sein Ziel der globalen Hegemonie hinarbeiten. *Hans Mäder, Zollikofen*

Félicitations, Genève!

Nr. 10 – «Kastensystem für Autos»
Philipp Gut über Fahrverbote in Genf

Félicitations, Genève! Traurig nur, dass die Schweizer Regierung bei intelligenten Lösungen nicht Avantgarde ist, sondern Paris und Freiburg im Breisgau nachmachen muss. Und wegen der Eigentumsgarantie braucht man sich keine

Sorgen zu machen. Diese ist auch garantiert, wenn Sie zum Beispiel Ihre Stereoanlage nach 22 Uhr nicht aufdrehen dürfen oder mit Ihrer Flinte nicht einfach auf Tiere oder gar Menschen schiessen dürfen. *Marian Michael Skalicky, Basel*

E-Mann-zipation

Nr. 9 – «Männer sind einfach unersetzlich»
Walter Hollsteins Hommage an das starke Geschlecht

Homo sapiens ist Homo sapiens. Dieses gegeneinander Ausspielen der Geschlechter zeugt von Langeweile in der heutigen Wohlstandsgesellschaft. Da die Männer immer bestrebt sind, sich das Leben angenehmer zu gestalten (zumindest in unseren Kulturen), erfinden sie für alles Maschinen. Darum wird die frühere Fließbandarbeit heute von Robotern erledigt. Es gilt aber auch: Hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau mit Loyalität und Kameradschaft. *Peter Michel, Sisikon*

Während die Frauen sich e-Mann-zipt haben, haben die Männer es leider verpasst, sich zu e-Frau-ziptieren! *Ruth Obrist, Kaiseraugst*

Zu viel Schweiz

Weltwoche allgemein

Zu viel Schweiz! Bei aller Sympathie für und Neugierde auf die Schweiz, bitte denken Sie an die vielen deutschen Abonnenten, die sich jede Woche auf das neue Heft freuen und dankbar sind, in der *Weltwoche* einen guten Ersatz gefunden zu haben für die regierungstreuen Massenmedien Deutschlands. *Peter Schafranek, Meckenheim (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Akira Toriyama (1955–2024)
Pigcasso (2016–2024)



Virtuose der japanischen Mangas: Akira Toriyama.

Son-Goku, knubbelig, mit grossen runden Augen und einem zackigen Haarschnitt wie ein Baumsägeblatt, ist der sprichwörtliche Rabiaticus. Er und seine Rasselbande kennen nichts bei der Durchsetzung und Bewältigung von Abenteuern, mögen die noch so bizarr und völlig unwahrscheinlich sein. Er jedenfalls beweist das Gegenteil. Son-Goku, dieser Kampfwüterich mit dem Affenschwanz, mag ja Fantasy-schräg sein, aber gerade weil er das Unmöglichste schafft, sich durch den Irrsinn des Lebens karriert, wurde er, nicht lange nach seinem Erscheinen, zum Liebling der Buben, aber nicht nur.

Erfunden hat diese wundersame Figur, die um die 8000 Seiten Abenteuer umfasst, Akira Toriyama, ein Virtuose der japanischen Mangas, jenem Pendant zu den Comics. Seine Kreation Son-Goku, die sieben Kugeln hinterherjagt und deshalb unter «Dragon Ball» besser bekannt sein dürfte, wurde ein Welthit. Den Bilderbüchern, in zahlreiche Sprachen übersetzt, folgten Zeichentrickfilme, Videospiele, Spin-offs, Filme. «Dragon Ball» wurde, fast wie die Micky Maus für die USA, zum Logo Japans und schaffte den Durchbruch nach Europa. Wenn hierzulande von Mangas die Rede ist, wird reflexartig an «Dragon Ball» gedacht, jenen zornickelartigen Knaben. Mangas haben etwas Schwereloses, Luftiges, «Flutteriges», das auf die japanische Tuschzeichnungskultur zurückzuführen ist. Freche Bengels gab und

gibt es auch in den westlichen Comics, wie die Schlümpfe oder Spirou, nur unterliegen die, bei allem Jux, der Schwerkraft. Die Manga-Jungen und -Mädchen weniger, und «Dragon Ball» schon gar nicht. Und genau darin liegt ihre Faszination.

Vom Erfolg seines Geschöpfs war Toriyama selber völlig überrascht und konnte nicht fassen, dass er eine Identifikationsfigur für Heranwachsende geschaffen hatte, die sich gegen alle Widerstände durchflipperte, -gaukelte und -spottzte. Aber das machte eben Spass, zumal er auch noch, trotz grimmigem Ausdruck, ein putziges Kerlchen ist. Vor allem verlor er nie seine gute Laune. «Dragon Ball» war die personifizierte Popkultur. Seit 1980 sind es 42 Bände, millionenfach verkauft. Wie es heisst, sei Toriyama an einer weiteren Arbeit gewesen, als er kürzlich mit 68 Jahren überraschend starb. Seine Karriere begann nicht unbedingt erfolgreich. Mit 23 Jahren nahm er an einem Manga-Wettbewerb teil und fiel durch. Aber Aufgeben, da war er ganz wie sein Held, das gab's für ihn nicht. 1980 gelang ihm der Durchbruch mit «Dr. Slump», einer lustigen Serie über ein Roboter mädchen mit ihren Alltagssorgen. Vier Jahre später erschien der erste «Dragon Ball», und es dauerte nicht lange, und alles brach durch die Decke. Mit Sicherheit wird die Figur weiterleben, aber der besondere, schräge Charme der Figur huschte nur durch Toriyamas Feder aufs Papier. *Wolfram Knorr*

Das 700 Kilogramm schwere Schwein Pigcasso brachte es zu einer beachtlichen Künstlerlaufbahn. Seine Bilder erzielten auf dem Markt bis zu 20 000 Franken Kaufpreis. Der Schweizer Uhrenhersteller Swatch entdeckte Pigcasso als Werbeträger und lancierte in seinem Namen das Modell «Flying Pig» zum chinesischen Jahr des Schweins 2019.

Wie es sich für einen anerkannten Künstler gehört, kaufte die Prominenz seine Werke, darunter der Tennisstar Rafael Nadal, der Filmschauspieler George Clooney und die Affenexpertin Jane Goodall.

Das aus einem Schlachthof gerettete *Sus domestica* kam als Schweinchen auf den Gnadenhof der Tierschutzaktivistin Joanne Lefson in der weiteren Umgebung von Kapstadt. Wie bei vielen erfolgreichen Gestaltern wurde Pigcassos Talent bereits in frühen Jahren entdeckt. Die Halterin beobachtete das Interesse des Tiers an Pinseln und Farben, die nach einer Hausrenovation in einem Stall herumlagen. So funktionierte sie die Lokalität kurzerhand in eine Kunstakademie um und lehrte das Tier den Umgang mit den Utensilien. Es produzierte in der Folge zahlreiche Werke, die an Ausstellungen rund um die Welt gezeigt wurden. Damit kam es in den Fokus der Medien. Von der Londoner *Times* über Sky News bis zu CBS berichteten alle über das von der Muse geküsste Schwein.

Tierfreundin Lefson nutzte diese Aufmerksamkeit, um auf das Schicksal von Zuchttieren aufmerksam zu machen. So gesehen, war Pigcassos ethische Bedeutung vielleicht noch grösser als seine künstlerische. Das Schwein ist zu Beginn des Monats im Alter von acht Jahren gestorben. Es hinterlässt keine Nachkommen.

Rolf Hürzeler



Star der Promis: Pigcasso.

Netto null heisst Konsumverzicht

Europäische Ökonomen verlangen für die Klimapolitik eine klare Rechnung.



Wir sind hier, wir sind laut, weil...» Nein, diesmal sind es nicht die Aktivist*innen von «Fridays for Future», die ihre Stimme erheben, sondern die Ökonomen, die in der Klimapolitik der EU Gefahren für die Entwicklung Europas sehen.

Frische Töne der provokativen Nüchternheit – so war jüngst der Auftritt des Münchner Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung zusammen mit dem weitverzweigten Ökonomennetzwerk Econpol Europe sowie der Diskussionsplattform European Roundtable on Climate Change and Sustainable Transition (ERCST): Es ist ein breit abgestützter Aufruf, die Klimapolitik soll die wirtschaftlichen Zusammenhänge besser berücksichtigen.

Das gut dreissigseitige Papier ist vor allem an die künftige EU-Kommission gerichtet, die nach den nun anstehenden Europawahlen die nächste Legislaturperiode prägen wird.

Die Autoren Clemens Fuest (Ifo-Chef), Andrei Marcu (ERCST) und Michael Mehling (MIT) wollen den Politikern das Argument nahebringen, den sogenannten Klimaschutz auch als wirtschafts-, industrie- und wettbewerbspolitische Angelegenheit zu betrachten.

Die Sprache ist zurückhaltend diplomatisch, aber inhaltlich ist die Auslegeordnung klar: Früher habe sich die EU an ökonomische Prinzipien gehalten und ihre politischen Ansätze auf Kosteneffizienz und Marktkräfte ausgerichtet, wenn es ums Reduzieren der Treibhausgasemissionen, die sogenannte Dekarbonisierung, ging.

Angesichts von Umfang und Kosten dieser Dekarbonisierung tendiere die EU nun aber

zunehmend zu Markteingriffen und teuren Subventionen bestimmter Technologien. Ziel des EU Green Deal beispielsweise ist es, innerhalb von zehn Jahren eine Billion Euro in sogenannten nachhaltige Projekte zu investieren. Der zusätzliche Verwaltungsaufwand daraus für Bürger und Firmen wird auf zwei Milliarden Euro geschätzt.

Jetzt sei es, so die Ökonomen, wichtiger denn je, die Effizienz der Märkte und die Technologieneutralität vor politischer Einmischung zu schützen. Beteiligung des öffentlichen Sektors und Regulierung dürfe nicht der erste Reflex sein, da ein zunehmendes Gefühl der Überregulierung und Regulierungsmüdigkeit aufkomme.

In der EU gehe es ja nun verstärkt um die Umsetzung der beschlossenen Klimamassnahmen, was sich zunehmend greifbarer auf die Gesellschaft als Ganzes auswirke – und da sollte man die öffentliche Unterstützung nicht als selbstverständlich ansehen; grosse Anstrengungen seien nötig, um diese zu erhalten. Kritisiert wird denn auch, die Klimapolitik und der Übergang zur kohlenstoffarmen Wirtschaft würden oft so dargestellt, als sei das ohne wirtschaftliche Schwierigkeiten erreichbar.

Dabei – und das ist ein Hammerschlag der Ökonomie gegen die gängigen Vorstellungen von grünem Wachstum – bringe ein grosser Teil der Dekarbonisierungsinvestitionen gar keine zusätzlichen Produktionskapazitäten: Nein, diese ersetzen lediglich ein heute bestehendes, funktionierendes Kapital fossiler Natur. Die Dekarbonisierung verringere das Bruttoinlandprodukt zwar nicht so stark, da

Investitionen ja auch dazu gezählt würden, aber die Wirkung auf das Wohlergehen der Bevölkerung sei gravierend, denn das Ganze werde vom Konsum abgezackt.

Kurz: Um die Dekarbonisierung zu bezahlen, müssen die Leute den Gürtel enger schnallen. An dieser Ökonomie kommt niemand vorbei.

Pflege der Imagepflege

Warum ist die Bundesverwaltung so positiv eingestellt gegenüber einer engeren Anlehnung an die EU oder die Nato? Neben all den Anreizen, in Verwaltungskarrieren auch internationale Luft zu schnuppern, spielt vielleicht auch ein gesetzlicher Auftrag zur Imagepflege eine Rolle.

Das Bundesgesetz über die Pflege des schweizerischen Erscheinungsbildes im Ausland verlangt, dass der Bund «die Vermittlung allgemeiner Kenntnisse über die Schweiz, die Schaffung von Sympathien für die Schweiz sowie die Darstellung der schweizerischen Vielfalt und Attraktivität» fördert.

Beauftragt mit dieser Aufgabe ist das Auswärtiges Departement EDA. Im jüngsten jährlichen Bericht zur Reputation der Schweiz wird vor allem der Zusammenbruch der Credit Suisse thematisiert, der im Ausland vorübergehend zu kritischen Einschätzungen des Finanzplatzes geführt habe, sowie die Haltung der Schweiz im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg, die auch oft kritisch beurteilt worden sei.

Dieser Befund dürfte der EDA-Führung politisch willkommen sein. Also: Wer Ermittlung und Deutung des Schweizer Erscheinungsbildes im Ausland betreut, kann damit im Inland ebenfalls ein wenig Politik machen.

GESCHICHTE

Madame de Staël



Odyssee einer rebellischen Intellektuellen: Germaine Baronin von Staël-Holstein (1766–1817).

Literatur, Liberalismus, Libertinage, Lieben und Leiden prägten ihr Leben.

Seite 54

Sie legte sich mit den Extremisten beider Lager an und mit den anderen ins Bett.

Seite 55

Die anschließende Terrorherrschaft überstand Germaine im (noch) sicheren Coppet.

Seite 56

Auf den publizistischen Sieg über Napoleon hin erlebte Germaine auch dessen Untergang.

Seite 58

Die Schweizerin, die Napoleon besiegte und Europa veränderte

Madame de Staëls leidenschaftlicher Kampf für Freiheit brach mit den Normen ihrer Zeit. Die Tochter eines Genfer Bankiers lebte ein Jahrhundertleben jenseits aller Konventionen. Ihr Buch «Über Deutschland» bleibt ein epochaler Brückenbau zwischen zwei Kulturen.

Christophe Büchi

Als mehrsprachiges Land im Herzen Europas ist die Schweiz eigentlich dazu ausersehen, die Verständigung zwischen den europäischen Kulturen zu fördern – eine Idee, die der Komparatist Fritz Ernst einst auf die schöne Formel «*Helvetia mediatrix*» brachte. Leider kann man nicht behaupten, die Schweizer nahmen diese Rolle durchweg ernst. Und doch gab und gibt es Glücksmomente. Von einem soll hier die Rede sein: von der Entstehung des Buchs «*De l'Allemagne*» auf der Reise der Germaine de Staël nach Weimar um die Jahreswende 1803/04. Und es soll auch erzählt werden, wie es dazu kam und was danach geschah.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht eine aussergewöhnliche Frau mit einer ganz aussergewöhnlichen Biografie:

Madame de Staël (ausgesprochen: «Stahl»), geborene Necker. Sie hat ein publizistisches Œuvre hinterlassen, das Dutzende von literarischen und politischen Essays, von Romanen und Theaterstücken umfasst. In der französischen und der europäischen Politik mischte sie tüchtig mit. Wenn sie nicht gerade schrieb oder parlierte, reiste sie. Zehntausende von Meilen legte sie zurück, zwar in Kutschen, die für die damalige Zeit als komfortabel gelten konnten, aber meist auf miserablen Strassen und bei kalter Witterung.

Französin und Schweizerin

Überdies war sie Mutter von fünf Kindern von vermutlich vier verschiedenen Vätern. Der Eros und das Opium dienten ihr als Aufputsch- und Beruhigungsmittel zugleich. Sie war eine emanzipierte und unermesslich reiche Frau, unkonventionell, spontan, unabhängig, freigeistig und freizügig, aber auch liebesbedürftig, vulkanisch und tyrannisch – Sturm und Drang in üppig weiblicher Form.



Vergötterte Vaterfigur:
Jacques Necker.

Literatur, Liberalismus, Libertinage, Lieben und Leiden prägten ihr Leben.

Madame de Staël wird oft kurzerhand als französische Schriftstellerin bezeichnet. Ein Stück weit zu Recht: Sie wurde in Paris geboren, und in dieser Lichter- und Lasterstadt verbrachte sie einen Grossteil ihres Lebens. Doch war Germaine eben auch die Tochter eines Genfer Vaters und einer Waadtländer Mutter. Und diese Herkunft aus der republikanischen Eidgenossenschaft stellt in ihrer Biografie – wie auch bei ihrem Idol Jean-Jacques Rousseau – keine Fussnote dar. Germaine blieb in Frankreich lebenslang eine untypische Erscheinung: Als Protestantin und Liberale wirkte sie in einem von Katholizismus und Etatismus geprägten Land geradezu unfranzösisch.

Ganz in einer französischen Tradition stand sie hingegen darin, dass sie als Intellektuelle nicht nur mit den Waffen des Wortes und des Geistes kämpfte, sondern auch ihre erotischen Reize und ihren be-

Als Liberale wirkte sie in einem von Etatismus geprägten Land geradezu unfranzösisch.

trächtlichen Sex-Appeal gnadenlos als Machtinstrument einsetzte. Für eine hochtalentiertere Frau stellte dies ein Mittel dar, die patriarchalischen Strukturen gleichsam zu unterwandern und über zwischengeschaltete Männer politischen Einfluss auszuüben. In dieser Kunst brachte es Germaine zu grosser Meisterschaft. Und in dieser Beziehung setzte sie, die noch im Ancien Régime sozialisiert worden war, eine Tradition fort, die unter anderen von den grossen Königsmätressen Madame de Pompadour und Madame du Barry verkörpert



Freiheit und Liebe:

wurde. Freier Geist und freie Liebe: Dies gehörte für sie zusammen.

Ein Übervater

Anne Louise Germaine wurde am 22. April 1766 in Paris geboren. Ihr Vater war der Finanzier Jacques Necker aus Genf, ihre Mutter die schöne Suzanne Curchod aus Crassier in der damals bernischen Waadt. Die Familie Necker stammte aus Brandenburg; eine Vielzahl von Pastoren gehörten ihr an. Suzanne war die Tochter eines frühverstorbenen protestantischen Pfarrers mit hugenottischen Vorfahren aus Frankreich. Beide Eltern bil-

deten Maschen eines europäischen Netzwerks, das man als «protestantische Internationale» bezeichnen könnte.

Jacques Necker hatte sich als Kommanditär in einem Genfer Bankhaus hochgearbeitet und war wegen seines Geschicks nach Paris gesandt worden. Er brachte es zu grossem Vermögen und entwickelte politische Ambitionen. Seine Frau unterstützte diese nach Kräften. Sie eröffnete einen literarischen Salon, in dem bald ein Grossteil der aufklärerischen Freigeister ein- und ausging, wobei aber der übliche Spott über religiöse Belange bei der ebenso schönen wie frommen Suzanne verpönt war.

Die kleine Germaine war ein Wunderkind: frühreif, temperamentvoll, lernbegierig, talentiert, witzig und vorwitzig. Schon als kleines Kind durfte sie auf dem *Taburetti* im Salon der Mutter den Gesprächen der Geistesgrössen ihrer Zeit beiwohnen. Zum allgemeinen Amusement liess man die Kleine über die grossen Fragen der Zeit parlieren. Sie las und schrieb früh, lernte zeichnen und musizieren. Mit zwölf Jahren schrieb sie ihre erste Komödie.

Mit ihrem spontanen Temperament und ihrer rundlichen Gestalt war sie so ganz anders als ihre verhaltene und kühle Mutter. Diese versuchte mit mässigem Erfolg, ihre Tochter zu zügeln. Je spannungsreicher die Beziehungen zur Mutter wurden, desto mehr himmelte Germaine ihren Vater an. Noch kurz vor ihrem Tod sollte sie bekennen: «Ich habe Gott, meinen Vater und die Freiheit geliebt.»

Der ungeliebte Mann

Die Karriere ihres vergötterten Vaters entwickelte sich prächtig. 1776 vom jungen König Ludwig XVI. zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt (auf den Ministertitel musste er als Ausländer, Nichtadliger und Protestant verzichten), versuchte er, die maroden Finanzen des hochverschuldeten Königreichs zu sanieren, mit einem gewissen Erfolg. Dieser aber rief Feinde und Neider auf den Plan. 1781 wurde Necker entlassen.

Inzwischen hatte Germaine das heiratsfähige Alter erreicht. Als Alleinerbin des steinreichen Necker galt sie als eine der besten Partien in ganz Europa. Für die Eltern kam allerdings nur ein protestantischer Bräutigam in Frage. Eine Zeitlang war der 1759 geborene William Pitt, Ex-Schatzkanzler und künftiger britischer Premierminister, als Heiratskandidat

im Gespräch, aber Germaine wehrte sich mit Händen und Füssen gegen den Top-Favoriten der Mutter – vielleicht auch, weil sie Frankreich nicht verlassen wollte.

Schliesslich wurde Germaine 1786 an einen nicht mehr ganz jungen schwedischen Adligen vergeben. Der 37-jährige Baron Erik Magnus Staël von Holstein machte eine gute Figur, hatte einen schönen Stammbaum und besetzte als Botschafter des schwedischen Königs in Paris eine prestigereiche Position. Er war aber langweilig, spielsüchtig sowie chronisch mittellos. Und vor allem besass er nicht das geringste Verständnis für den weitgespannten geistigen Horizont seiner geistreichen Gattin. Die Beziehung stellte sich rasch als eine klas-

Sie hoffte, Frankreich werde sich zu einer parlamentarischen Monarchie nach britischem Vorbild wandeln.

sische Mesalliance heraus, die Germaine mit einem ihrer genialen Bonmots kommentierte: «Von allen Männern, die ich nicht liebe, ist mir mein Mann der liebste.»

Die frischgebackene Baronin de Staël-Holstein eröffnete umgehend ihren eigenen Salon. Sie brillierte in tausend Facetten; ihr Gemahl musste eifersüchtig zusehen. Papa Necker versuchte gelegentlich zu schlichten, was die Sache auch nicht besser machte. Ein kleines Zwischenhoch im Ehemief brachte 1787 die Geburt der kleinen Gustavine. Aber zwei Jahre später starb das Mädchen.

Schön entwickelte sich die Karriere des Vaters. 1788 gelang diesem ein spektakuläres Comeback: Er wurde Finanzminister des Königs. In der Öffentlichkeit war er immens populär und galt als Retter in der Not, der allein das Königreich vor dem finanziellen Ruin retten konnte. Er erreichte beim König die Einberufung der Generalstände, die im Mai 1789 in Versailles zusammentraten. Diese verwandelte sich in eine «Nationalversammlung» und räumte mit der feudalistischen Ordnung auf. Eine Revolution war im Gang.

Am Hofe war Necker jetzt *persona non grata*: Die Anhänger des Status quo, allen voran die Brüder des Königs, warfen ihm vor, eine unkontrollierbar ge-

wordene Bewegung in Gang gesetzt zu haben. Am 11. Juli 1789 wurde der glücklose Reformier erneut entlassen und aufgefordert, Frankreich sofort zu verlassen. Drei Tage später kam es zum Sturm auf die Bastille, die als Beginn der Französischen Revolution in die Geschichtsbücher eingehen sollte. Darauf rief der König



Zeichnung von Philibert-Louis Debucourt.



Gut Ding will Weile haben: Goethe.

panikartig Necker nochmals zurück. Doch bald musste der moderate Reformbefürworter, aufgerieben zwischen radikalen Revolutionären und den ebenso radikalen Vertretern des Stillstands, endgültig aufgeben. Er liess sich mit seiner Frau im waadtländischen Coppet zwischen Genf und Nyon nieder, wo er sich ein kleines Schloss mitsamt dazugehöriger Barone gekauft hatte.

Seine Tochter stürzte sich in der Anfangsphase der Revolution begeistert ins Getümmel. Wie andere liberale Reformisten hoffte sie, Frankreich werde sich zu einer parlamentarischen Monarchie nach britischem Vorbild wandeln. Sie legte sich mit den Extremisten beider Lager an und mit den anderen ins Bett. Sie hatte eine Affäre mit Talleyrand, dem Mephisto im Bischofsgewand, danach eine Liaison mit dem jungen Adligen Louis de Narbonne; aus dieser Beziehung gingen ihre zwei Söhne Auguste-Louis und Albert hervor. 1791 bekam Frankreich eine Verfassung, die den Weg zur konstitutionellen Monarchie freizumachen schien.

Hernach gewannen die Gegner der Monarchie immer mehr Aufwind. Im August 1792 kam es in Paris zum Volkssturm auf den Königspalast im Jardin des Tuileries, bei dem

Hunderte von Schweizergardisten verloren beim Volkssturm auf den Königspalast das Leben.

Hunderte von Schweizergardisten das Leben verloren. Nach den September-Massakern, bei denen sich Germaine unter Lebensgefahr für ihre moderaten Gesinnungsfreunde verwendet hatte, setzte sie sich nach Coppet ab. Im Herbst 1792 wurde die Republik ausgerufen. Im Januar 1793 starb der König unter der Guillotine, im Oktober wurde die Königin Marie-Antoinette hingerichtet.

Der Macho und die Powerfrau

Die anschliessende Terrorherrschaft überstand Germaine im (noch) sicheren Coppet. Im Mai 1794 starb ihre strenge Mutter. Freier denn je, stürzte sich Germaine hierauf in eine stürmische Liebschaft mit dem jungen Schriftsteller Benjamin Constant, dem hochgeschossenen rothaarigen Sohn eines hugenottischen Waadtländer Offiziers. Im Juni 1797 wurde ihre Tochter Albertine geboren. Die rötlichen Haare des Mädchens liessen an Constants Vaterschaft keine Zweifel.

1797 begann der Aufstieg eines jungen korsischen Generals, Napoleon Bonaparte, der seit den Feldzügen in Italien als neuer Stern der französischen Politik



Spielverderber: Napoleon Bonaparte.

galt. Frankreich war der Umwälzungen müde, und wie so oft, wenn die Franzosen nicht mehr ein noch aus wussten, richteten sie die Hoffnungen auf einen General (dies wiederholte sich im 20. Jahrhundert mit Pétain und de Gaulle). Selbst das liberale Duo Staël/Constant hoffte anfangs auf Bonaparte. Am 6. Dezember 1797 kam es zwischen dem General und der Literatin zu einer ersten Begegnung. Sie verliebte sich enttäuschend. Die Powerfrau bestürmte den neuen starken Mann mit einem Schwall von Fragen, die der Korse zunehmend ungeduldig beantwortete. Gefragt, welche für ihn die beste aller Frauen sei, gab er die Macho-Antwort: «Jene, die am meisten Kinder gebärt.»

Deutsche Winterreise

Eine zweite Begegnung Anfang 1798 verlief nicht besser. Germaine wusste, dass das Directoire (die französische Regierung) plante, in die Eidgenossenschaft einzumarschieren, und legte ein gutes Wort für ihre zweite Heimat ein – erfolglos. Im März 1798 schritten die Franzosen zur Tat, die stolze Republik Bern wurde vernichtend geschlagen, der bernische Staatsschatz mitsamt Bären nach Paris abgeschleppt und im April die Helvetische Republik ausgerufen.

Die Hoffnung, dass es mit Bonaparte bergauf gehen könnte, liess Germaine noch nicht fahren. Dem Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November) 1799, mit dem sich der General an die Macht putschte, wollte sie noch positive Seiten abgewinnen, denn schliesslich brauchte Frankreich wieder Ruhe und Ordnung. Zudem konnte Constant im neugeschaffenen Tribunat, einem beratenden Gremium, Einsitz nehmen.

Doch bald wurde klar, dass Bonaparte nicht im Sinn hatte, sich von Literaten und Intellektuellen dreinreden zu lassen. Im Januar 1802 kam es zu einer Säuberungswelle, die Constant aus dem Tribunat spülte, wogegen Germaine öffentlich protestierte. Noch schlimmer: Im Oktober 1803 wurde Germaine vom Premier consul aus Paris verbannt. So zog Madame, deren Ehemann Magnus inzwischen verstorben war, mit ihren Kindern und Freund Constant einmal mehr auf Schloss Coppet zu ihrem geliebten Vater.

In dieser dramatischen Periode hatte Germaine einen Einfall, der ihren Nachruf besiegeln sollte: Sie begann sich für die deutsche Kultur zu interessieren. Dies war ziemlich neu. Zwar hatte sie im zarten Alter und mit heissen Wangen «Die Leiden des jungen Werther» verschlungen, den Bestseller des jungen Goethe – wie Napoleon Bonaparte übrigens auch. Und bei dieser Gelegenheit hatte sie wie das intellektuelle *Tout-Paris*



Dramatische Periode: mit Tochter Albertine.

überrascht festgestellt, dass auch die vormalig als barbarisch geltenden Deutschen über eine Literatur verfügten. Aber sehr viel weiter war ihr Interesse damals nicht gegangen.

Im Jahr 1803 wollte sie es aber genau wissen. Nachdem sie im idyllischen, aber verschlafenen Coppet gestrandet war, das jetzt zum neuen Kanton Waadt gehörte, beschloss sie, nach Deutschland zu fahren. Im Oktober brach sie mit dem Sohn Albert, der siebenjährigen Albertine und ihrem Gefährten Benjamin, der zwar nicht mehr ihr Bett teilte, aber Deutsch konnte (er hatte in Erlangen und Braunschweig gelebt), sowie einer Gouvernante nach Norden auf.

Zuerst ging es nach Metz in Lothringen. Hier blieb sie mehrere Wochen und unterhielt sich ausführlich mit Charles de Villiers, einem früheren *émigré*, der sich jetzt vor allem als französischer Kant-Übersetzer hervortat. Bei diesem Gespräch entstand nach und nach das Projekt eines Deutschlandbuchs. Im November wagte sich Germaine endlich über den Rhein. Ihr erster Eindruck war niederschmetternd. Sie, die einen Grossteil ihres Lebens in den Pariser Salons verbracht hatte, fand die Landschaft karg, verlassen, trostlos. Dass Töchterlein Albertine seit Metz an Keuchhusten litt, belastete zusätzlich Germaines Gemüt.

Anfang November 1803 traf sie über Homburg in Frankfurt ein. Die Reichsstadt mit ihren Giebeldächern und verwinkelten Strassen kam Germaine noch ganz mittelalterlich, geradezu faustisch, vor. Die Menschen wirkten schwerfällig, bemerkte sie. Immerhin konnte sie hier Goethes Mutter die Aufwartung machen, die über den Besuch der eloquenten *parisienne* ziemlich erschrocken war. Aber das Ziel war Weimar, das «deutsche Athen». Das Städtchen lag im Herzogtum



Zentrum des europäischen Geisteslebens: Schloss Coppet am Genfersee.

Sachsen-Weimar-Eisenach, in einem jener Zwergstaaten, die das Deutsche Reich zu einem Flickenteppich machten. Den Grundstein für den Aufstieg zur deutschen Kulturhauptstadt hatte einst die Herzoginmutter Anna Amalia gelegt, als sie die Herrschaft für ihren unmündigen Sohn Carl August ausübte und den Schriftsteller Christoph Martin Wieland als Prinzenzieher berief. Im Jahr 1775 wurde Goethe als Gefährte des achtzehnjährigen Herzogs engagiert. Später kamen auch Herder und Schiller nach Weimar – ein Cluster entstand.

Endlich in Weimar

Am 13. Dezember 1803 traf Germaine endlich im ersehnten Weimar ein. Das «deutsche Athen» machte keinen grossartigen Eindruck. Das Städtchen zählte etwa 6000 Einwohner. Die Häuser waren mit Stroh oder Schindeln bedeckt, es gab keine Strassenpflasterung und nachts keine Beleuchtung. Aber Germaine war ein Star; ihre Reise wurde, wie heute die Welt-

Sie war ein Star; ihre Reise wurde, wie die Tournee eines Pop-Idols, in ganz Deutschland verfolgt.

tournee eines Pop-Idols, in ganz Deutschland verfolgt. Und so gab sich Weimar grosse Mühe, den prominenten Gast würdig zu empfangen.

Bereits am Folgetag wurde Germaine vom Herzog im Schloss empfangen. Alles, was Rang und Namen hatte, war da – oder fast. Denn Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe hatte sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht, um im nahen Jena ungestört seiner Arbeit nachgehen zu können. Und Herder lag auf dem Sterbebett.

Immerhin war Schiller in Galauniform erschienen. Er fühlte sich jedoch unwohl und hatte das Gefühl, seine wertvolle und knappe Zeit zu vergeuden: Lieber hätte er an seinem Schauspiel über Wilhelm Tell gearbeitet. Auch war er gesundheitlich sehr angeschlagen (er starb im Mai 1805). Schliesslich sprach Schiller nicht sehr gut Französisch. Jedenfalls gab er sich so steif, dass Germaine ihn für einen typischen deutschen General hielt.

Zum Glück war der siebzjährige Wieland da, Vertreter einer Rokoko-Generation, die in der Kunst der geistreichen und frivolen Konversation à la française Übung hatte. Er machte der berühmten Frau aus Paris artige Komplimente und rettete den Abend.

Germaine konnte sich auch in der Folge nicht über mangelnde Gastfreundschaft beklagen. Jeden Abend wurde sie zum Souper bei der Herzoginmutter geladen. Ihren Sohn Albert gab sie in ein Pensionat, damit er Deutsch lernte. Nur Goethe wollte anfangs partout nicht auftauchen. Erst gegen Weihnachten geruhte er zu kommen. Den Weihnachtsabend verbrachte Germaine mit Goethe und Benjamin Constant in reichlich steifer Atmosphäre. Madame war etwas enttäuscht: Ihr Idol hatte sich zum feierlichen und auch etwas korpulenten Geheimrat gewandelt. So hatte sie sich den Autor des «Werther» nicht vorgestellt!

In den nächsten Tagen kam man sich jedoch näher. Dann fuhr Goethe nach Jena zurück und überliess seinen Dichterfreund Schiller dem Schicksal. Dieser schrieb Anfang Januar

1804 erschrocken nach Jena, Madame de Staël wolle noch mehrere Wochen bleiben. Am 1. März reiste sie schliesslich doch ab – zu Schillers Erleichterung. Aber irgendwie mochte er inzwischen die Dame. Jedenfalls schrieb er kurz darauf an Goethe, Madame de Staël sei das beweglichste, streitfertigste und redseligste, doch auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, das ihm je untergekommen sei.

Schreckliche Nachricht

Von Weimar fuhr der Staël-Tross nach Leipzig, wo sich Benjamin Constant verabschiedete, und hierauf nach Berlin. Für Germaine begannen ruhelose Tage. Zuerst bekam sie einen grossen Empfang durch den König von Preussen, Friedrich Wilhelm III., und Königin Luise. Danach reihte sich Empfang an Empfang. Doch dieser Tanz auf dem diplomatischen Parkett amüsierte die Literatin nicht, und das militärische Berlin schien ihr von gähnender Langeweile. Auch eine Begegnung mit dem Philosophen Johann Fichte brachte wenig Abwechslung. Mit dem ihr eigenen Esprit kommentierte sie: «Die Denker sind dem Irdischen entrückt, auf Erden findet man nur Grenadiere.»

Aber eine wichtige Bekanntschaft machte sie in Berlin, nämlich mit dem genialischen Literaturkritiker, Übersetzer und Sprachforscher August Wilhelm Schlegel. Germaine war von ihm so begeistert, dass sie ihm gleich vorschlug, Hauslehrer bei ihr zu werden. Der Jenaer Kreis, dem er zugehörte, hatte sich mehr oder weniger aufgelöst, und Schlegel brauchte einen Tapetenwechsel. Kurzerhand nahm er Germanes Angebot an. Der Deutsche hoffte auf eine gutbezahlte und sichere Stelle in der Eidgenossenschaft und vielleicht auch auf einen Platz im Bett der Hausherrin. Das Erste sollte er bekommen, das Zweite nicht.

Im Haus der Prinzessin Radziwill bekam Germaine Mitte April die Kuriernachricht, dass ihr Vater schwer erkrankt sei. In Wirklichkeit war er bereits seit acht Tagen tot, aber der Kurier brauchte damals über eine Woche von Coppet nach Berlin. Angsterfüllt brach Germaine nach Weimar auf. Hier erfuhr sie die traurige Wahrheit. Der treue Benjamin Constant war angereist, um seiner Freundin beizustehen. Gemeinsam kehrten sie nach Coppet zurück. Hier brach Germaine zusammen. Sie war jetzt fabelhaft reich und frei – und verwaist und verzweifelt.

Monte Verità am Genfersee

Als sich die Lebensgeister nach langer Trauer wieder regten, machte Germaine das, was ihr immer am besten tat: reisen, lieben und schreiben. Sie fuhr im Sommer 1805 mit ihrem immer noch hoffnungsvoll, aber erfolglos schmachtenden Schlegel auf eine lange Italienreise, wo



Stürmische Liebschaft: Benjamin Constant.

sie mit alten Bekannten – unter anderen den Humboldts – lange Gespräche führte und sich in neue Liebschaften stürzte.

Der «Empereur» schlägt zu

Nach ihrer Rückkehr trommelte sie ihre Freunde in Coppet zusammen und scharte eine Gruppe von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Künstlern um sich, die hier monatelang in einer Art Intellektuellen-WG zusammenlebten: Monte Verità am Genfersee. Man arbeitete, man vergnügte sich, man las sich vor und korrigierte sich. Und man flirtete heftig, und mehr. Eifersuchtsdramen spielten sich ab, auch Liebeskomödien. Realität und Fiktion verflossen ineinander. Und all dies wurde aus Germaines grossem Vermögen grosszügig finanziert. Eine Zeitlang bildete Coppet das Zentrum des europäischen Geisteslebens und der liberalen Opposition gegen die napoleonische Herrschaft. 1807 fuhr Germaine nochmals – erneut mit Schlegel – in deutschsprachiges Gebiet. In Wien, wo sie sich mehrere Monate aufhielt, verliebte sie sich in einen österreichischen Offizier irischer Abkunft, der ihre Liebe nicht erwiderte. Dann fuhr sie nochmals nach Weimar. Erneut war Goethe nicht da; er kurte gerade in Karlsbad und machte keine Anstalten, die Kur seiner Freundin wegen abzubrechen.

Dann folgten nochmals einige Sommer in Coppet mit ihren Freunden, unter die sich auch bunte Hunde mischten. Dazu gehörten beispielsweise die Mystikerin Juliane von Krüdenner oder der Exzentriker Zacharias Werner, der Gott als den grossen Hermaphroditen verehrte. Im September 1810 war Germaine endlich mit der Niederschrift ihres Werks «De l'Allemagne» fertig. Es war ein ausuferndes Riesenwerk, mit fast schon enzyklopädischem Anspruch. Es nahm vor allem die deutsche Literatur und in

Die Autorin zeichnete Deutschland als das Land der Innerlichkeit, der Dichter und Denker.

geringerem Mass auch die Philosophie in den Fokus und bot auch interessante Einsichten in die deutsche Geschichte und Mentalität. Die Autorin zeichnete Deutschland vor allem als das Land der Innerlichkeit, der Dichter und Denker. Und vor allem sah sie in Deutschland eine Kontrastfolie zu Frankreich. Hinter dem Lob für die deutsche Kultur versteckte sich immer auch Kritik an den französischen Verhältnissen.

Germaine mochte wohl gehofft haben, mit diesem Werk ihr Comeback im literarischen Paris zu geben, doch dann kam der Hammer. Im September 1810 teilte Polizeiminister Savary ihr mit, dass das Buch auf kaiserliche Weisung verboten werde: «Ihr Werk zeugt durchaus nicht von französischer Gesinnung.» Schlimmer noch: Die bereits gedruckten 10 000 Exemplare würden eingestampft. Der Kaiser verstand ihre Eloge für die deutsche Kultur auch als Manifest gegen den napoleonischen Imperialismus und hatte dabei nicht einmal unrecht. Jedenfalls sah er jetzt eine Gelegenheit, um sich endgültig dieser lästigen Feindin zu entledigen. Germaine erhielt den Befehl, Frankreich inner-



Einsichten in die deutsche Geschichte und Mentalität: «De l'Allemagne».

halb dreier Tage zu verlassen, entweder in Richtung Amerika oder nach Coppet. Sie entschied sich für Coppet.

Hier hatte sie Hausarrest: «Coppet ist ein Grab, wo man Post empfangen kann.» Sie verliebte sich nochmals, und zwar in den «bildschönen» und kriegsversehrten jungen Offizier namens John Rocca. Im April 1812 wurde sie mit 46 Jahren nochmals Mutter; der kleine Louis-Alphonse kam in einer Pfarrersfamilie unter. Im Mai gelang Germaine die Flucht aus Coppet.

Über Innsbruck, Wien, Moskau und Stockholm reiste sie unter abenteuerlichen Bedingungen und von Napoleons Spitzeln beobachtet nach London, wo «De l'Allemagne» im Sommer 1813 endlich erscheinen konnte. Denn zum Glück hatte Germaine zwei Abschriften vor den Schergen verbergen und Schlegel eine nach Wien schmuggeln können.

Nach drei Tagen war das Buch ausverkauft. Eine deutsche und eine englische Version folgten. Der Erfolg bei der Kritik hielt sich vorerst in Grenzen. Die Franzosen waren vorderhand nur beschränkt bereit, sich für die deutsche Kultur zu begeistern. Und die deutschen Kritiker – unter anderen der Schriftsteller Jean Paul – warfen Germaine vor, ein einseitiges und von Stereotypen geprägtes Bild ihrer Kultur gemalt zu haben. Das Buch erschien auch nicht zum besten Zeitpunkt. Preussen schickte sich gerade an, den Freiheitskrieg gegen die Franzosen auszurufen. Da wirkte das Lob der deutschen Innerlichkeit nicht ganz zeitgemäss. Immerhin zeigte sich Goethe milder und legte ein gutes Wort für seine unbequeme, aber geistreiche Freundin ein.

Auf diesen publizistischen Sieg über ihren Widersacher Napoleon hin erlebte Germaine auch dessen Untergang. Nach Waterloo durfte sie endgültig in ihr geliebtes Paris zurückkehren. Danach fuhr sie nach Coppet, wo sie ihren Geliebten John Rocca heiratete. Doch das Eheglück dauerte nicht lange. Am 21. Fe-

Nach Waterloo durfte sie endgültig in ihr geliebtes Paris zurückkehren.

bruar 1817 erlitt Germaine in Paris eine Hirn-attacke und war danach halbseitig gelähmt, am 14. Juli verstarb sie in Coppet. Im Januar 1818 folgte ihr John ins Grab nach.

Langzeitwirkung

Das Buch «De l'Allemagne» aber überlebte und entwickelte eine grosse Wirkung, vor allem in Frankreich. In den 1820er und 1830er Jahren erreichte der Einfluss des Buchs einen Höhepunkt. Eine ganze romantische Schriftstellergeneration – Victor Hugo, Alphonse de Lamartine, Alfred de Musset, François-René de Chateaubriand – liess sich von ihr inspirieren. Auch Charles Gounods «Faust»-Oper wäre ohne de Staëls Vermittlungsarbeit undenkbar. Auch Verdi («Don Carlos») und Gioachino Rossini («Il viaggio a Reims») wurden von Germaine zu Opern inspiriert. Das Bild Deutschlands als Land der Dichter und Denker blieb in Frankreich bis heute lebendig und hat mitgeholfen, dass nach finsternen Perioden der deutsch-französischen Beziehungen immer wieder Phasen der Annäherung und Versöhnung folgten.

Bei aller Beschränktheit war das Buch ein epochaler Brückenbau zwischen zwei Kulturen, ein grossartiger Akt der interkulturellen Mediation. Die Tatsache, dass eine Französin mit schweizerischem Migrationshintergrund ihn vollbrachte, ist erfreulich, aber auch verpflichtend: Das schöne Wort von der «Helvetia mediatrix» darf kein leeres Schlagwort bleiben.

Weiterführende Lektüre:

Zu Germaine de Staël gibt es erfreulicherweise eine schöne und einfühlsame Biografie in deutscher Sprache: Appel Sabine, Madame de Staël, Kaiserin des Geistes, C.H. Beck, München 2011.

Lesenswert auch: Fontana Biancamaria, Germaine de Staël, A Political Portrait, Princeton University Press, Princeton and Oxford 2016.

Zu den deutsch-französischen Beziehungen lese man: Mühler Günter, Beste Feinde. Frankreich und Deutschland – Geschichte einer Leidenschaft. wbg-Theiss, Darmstadt 2022.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Peter Schickele
war ein Unikum:
Er erhob den
musikalischen Scherz
zur Kunstform.
Wolfgang Koydl,
Seite 66



All die Gespräche, all dieses Wohlgefühl.

Pierre-Auguste Renoir, *La fin du déjeuner*, 1879 – Wie lange ist das her, dass die Kultur des Mittagessens ihre Schönheit verlor und abmagerte, fast bis auf die Knochen? Zwei, drei Jahrzehnte? All die Mittagessen mit Wein, üppig gefüllten Tellern, Gesprächen, mit Kaffee und einem Digestif, einer Zigarette. All die Mittagessen, die nicht gejagt wurden von der Zeit, den Stempeluhren. All die Gespräche, all dieses Wohlgefühl, im Gaumen, im Bauch, in der Seele.

Müesli, Salat und Sandwich haben das verführerische Mahl in die Erinnerung verdrängt. Es wird kaum mehr gegessen über Mittag, eher verschlungen, vor dem Handy, dem Computer, es ist im Grunde eine kleine Tragödie. Kaum einer noch stiehlt dem Tag die Stunden um die Mittagszeit, lässt sich treiben und verführen von Speis und Trank und sich, leicht und schwer zugleich und mit einer wohligen Nonchalance, in den Nachmittag fallen. Gelegentlich haben die Anforderungen des Fortschritts und sein Effizienzgetue einen hohen Preis.

Pierre-Auguste Renoir (1841–1919) gilt als der Maler des Glücks, jenes Glücks, das er vielmehr träumen als leben konnte. Er fand nie seinen Platz, steckte fest zwischen den Dingen; für die Bourgeoisie war er zu unkonventionell, für die Bohème zu spiessig. Das ist nicht wirklich eine Tragödie, das passiert fast allen Menschen, es ist nur ein bisschen tragisch vielleicht.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als das Glück zu malen, das Fließen des Menschen hin vom Ich zum Wir, das Schaffen gemeinsamer Momente einer existenziellen Souplesse, die den Speicher der Erinnerung noch lange füllt. Renoir war der Maler des Genusses, und Genuss braucht die Fähigkeit, gelegentlich jene Ketten zu sprengen, die uns anbinden an das unermüdlige Mahlwerk der Welt. Schafft der Mensch das nicht, bleibt er auf ewig ein Gefangener der Zeit, wandelt zusehends freudlos mal in der einen, mal in der anderen Welt. *Michael Bahnerth*

Die rebellische Israelin

Wie die Bestsellerautorin Zeruya Shalev mit dem Nahostkonflikt umgeht – und warum sie ihn nicht mehr aus ihren Werken verbannt.

Pierre Heumann

Zeruya Shalev: Nicht ich.
Berlin Verlag. 208 S., Fr. 33.90

Es sei schwer, mitten im Krieg von Israel wegzugehen, schrieb mir Zeruya Shalev vor ihrer Abreise nach Deutschland. Sie hoffe, dass die Dinge besser würden, «aber das wird erst möglich sein, wenn Bibi raus ist».

Inzwischen ist die Bestsellerautorin wieder zurück in Haifa. Während mehr als zwei Wochen hatte sie im Februar Interviews gegeben und zu Leseabenden empfangen. Sie trat unter anderem in Zürich, St. Gallen, Basel, Frankfurt a. M., München, Berlin, Stuttgart und Hamburg auf, war in der *NZZ*, in der *FAZ* oder in der *Süddeutschen* mit Interviews präsent sowie in TV-Sendungen wie «Kulturzeit». Anlass ihres Marathons war die Neuveröffentlichung ihres Erstlingsromans «Nicht ich», den sie vor dreissig Jahren geschrieben hatte.

Sehnsucht nach der grossen Liebe

Das Buch wurde damals in Israel schlecht aufgenommen, was sie kränkte. Sie weigerte sich, es übersetzen zu lassen. Jetzt habe sie sich aber in «Nicht ich» neu verliebt, sagt sie. Sie könne dessen «feministische Kraft» erkennen. Ihre Heldin rebelliert dagegen, dass sie als Mut-

*Sie sei stark in Israel verwurzelt,
habe sich aber zu universellen
Themen hingezogen gefühlt.*

ter auf vieles verzichten müsse. Was mitunter zu absurden Szenen führt. So übergibt sie vor der Scheidung ihre Gebärmutter ihrem Noch-Ehemann, damit nicht sie, sondern er die Last des Mutterwerdens und Mutterseins tragen müsse.

Vergleicht man Shalevs aufwieglerisches Debütwerk mit ihren späteren Büchern, stellt man überraschende Entwicklungen fest. In ihren frühen Romanen hatte sich Shalev politisch nicht geoutet. Grosse Themen der israelischen Literatur, den Konflikt mit den Palästinensern etwa



Liebe, Sex und Besessenheit ohne Grenzen: Autorin Shalev.

oder den Holocaust, klammerte sie bewusst aus. «Die Literatur war mir zu wichtig», sagt Shalev, «um sie mit Politik zu beschmutzen.» Ihre von emotionaler Tiefe gezeichneten Romane drehten sich anfänglich ausschliesslich um die Sehnsucht nach der grossen Liebe, der stets etwas Zerstörerisches und Obsessives innewohnte.

Ihre Helden – zum Beispiel im Roman «Liebesleben» – bewegten sich auf einer Bühne, die nicht erkennen liess, ob sich die Handlung in Tel Aviv, Zürich oder New York abspielt. Als Geografie wählte sie stattdessen den «Seelenraum». Liebe, Sex und Besessenheit würden keine Grenzen kennen. Fragen des israelischen Alltags mit seinen Bombenanschlägen, Unsicherheiten und

Den Durchbruch im deutschsprachigen Raum verdankt sie Marcel Reich-Ranicki.

Konfrontationen mit Palästinensern sparte Shalev aus. Sie sei zwar stark in Israel verwurzelt, habe sich aber zu universellen Themen hingezogen gefühlt: Emotionen, Beziehungen, Liebe, die Kunst der Sprache.

Um die raue israelische Wirklichkeit nicht in ihr Schaffen eindringen zu lassen, baute sie anfänglich eine Art Mauer. «Es war wie eine Revolte gegen die Realität.» Sie habe nicht gewusst, wie sich ihre literarischen Motive mit der Politik vereinbaren liessen, und wollte vom Geschehen ringsum nicht aufgezehrt werden. «Die Mauer war eine Art Schutz für mich.» Dem israelisch-palästinensischen Konflikt gewährte sie keinen Zutritt in ihre Literatur; sie wollte verhindern, dass er in ihre Romane eindringt und sie erobert.

Die Angst vor der Berührung ihres Schaffens mit der Politik veränderte sich schlagartig 2004, als Shalev bei einem Terroranschlag in Jerusalem schwer verletzt wurde. Nachdem sie ihren Sohn zur Schule gebracht hatte, ging sie auf dem Rückweg an einem Autobus vorbei, der von einem Selbstmordattentäter in die Luft gesprengt wurde. Zehn Menschen starben. Sie wurde durch die Druckwelle auf den Boden geworfen und musste ihr Knie operieren lassen. Mehrere Monate dauerte es bis zur Genesung. «Danach konnte ich nicht anders, als in meinen Romanen auf unsere Realität einzugehen», sagt sie.

Der Prozess, den sie seither durchgemacht hat, rücke sie in die Nähe eines Amos Oz, meint Yigal Schwartz, der das Institut für jüdische und israelische Literatur an der Ben-Gurion-Universität des Negev gegründet hat und mehrere ihrer Bücher lektorierte. Sie wurden in fast dreissig Sprachen übersetzt, unter anderem auf Chinesisch, Ukrainisch, Japanisch und Polnisch publiziert. Shalev weicht der politischen Realität nicht mehr aus. In ihren Romanen kommen

jetzt Juden und Palästinenser vor, ideologische Gegensätze zwischen «links» und «rechts» werden thematisiert. «Sie spielt nicht nur intime und private Themen aus, sondern auch politische», sagt Schwartz. Sie wolle ausdrücken und reflektieren, was rings um sie passiere.

Jucken in den Fingern

Deutlich wird das im Roman «Schicksal», in dem eine Familiengeschichte mit dem politischen Konflikt Israels eng verknüpft ist. Das Buch handelt von zwei jüdischen Frauen, die eine neunzig, die andere fünfzig Jahre alt, es geht neben Themen wie Liebe oder Partnerschaft um die innerjüdischen Konflikte vor und nach der Gründung des Staates Israel, wobei die unterschiedlichen Narrative und Erinnerungen der Protagonisten aufeinanderprallen.

Den Durchbruch im deutschsprachigen Raum verdankt die Israelin Marcel Reich-Ranicki, der sie im Sommer 2000 quasi über Nacht zum Star machte. Im «Literarischen Quartett» pries er ihr Werk «Liebesleben» als «aufregendes Buch» von «erstaunlicher Intensität und Intelligenz». Shalev sei eine «unerhört suggestive Erzählerin», die ihr Handwerk beherrsche. Ihr Buch gehöre zu den besten Romanen, die er in diesem Jahr gelesen habe.

Im Vorwort zu ihrem ersten Roman, «Nicht ich», gewährt Zeruya Shalev dem Leser Einblick in ihre Art zu schreiben. Es sei ein Prozess, der mit dem ihr vertrauten Jucken in den Fingern beginne, jener Anspannung, die die Wörter erzeugen, wenn sie sich zusammenfänden. Dann gebe sie sich mit Neugierde und Schmerzen den Figuren hin, die aus ihr herauschreien würden.

Während sie «Liebesleben» schrieb, wurde sie von ihrer Tochter dabei ertappt, wie sie über der Tastatur sass und weinte. Als sich die Tochter sorgte, versicherte sie ihr, es sei alles in Ordnung – aber eine der Figuren in ihrer Erzählung leide. Sie müsse diese Qual durchmachen, um zu verstehen, was mit dem Geschöpf passiere.

Wenn sie mit dem Schreiben beginne, habe sie keinen Plan, wie der Roman verlaufen werde, sagt Shalev. Die Helden entwickelten sich parallel zur Entstehung der Erzählung. Der kreative Prozess habe etwas «Mysteriöses», meint sie. Sie höre den Figuren zu, sie tue das, was sie von ihr verlangten. Das klinge entweder wie ein Fall für den Psychiater oder wie Hexerei, werfe ich ein. Sie lacht. Der Plot, erklärt sie, entwickle sich von innen heraus. Das sei mitunter mit Schmerzen verbunden.

Shalev verfügt über viel Empathie. Als sie ihren Armeedienst als Sozialarbeiterin absolvierte, musste sie einsehen, dass sie eine totale Fehlbesetzung war. Statt den Soldaten zu helfen, mit ihren Nöten zurechtzukommen, identifizierte sie sich mit den Problemen der Soldaten, die zu ihr in die Sprechstunde kamen, so



Wer von Friedens-Strategie spricht, hat den Frieden schon verraten.

Kurt Steinmann

stark, dass sie auch schon mal zu weinen begann – und von ihren «Patienten» getröstet werden musste. Diese Fähigkeit zur Identifikation, sagt sie vierzig Jahre später, sei ihr beim Schreiben geblieben – was sie als notwendig betrachte.

Die 64-Jährige hat nicht nur die Mauer gegenüber der harten israelischen Realität abgebaut, sondern auch ihre Ausdrucksformen verändert. In jüngeren Jahren verfasste sie Gedichte, jetzt pflegt sie eine lyrische Prosa. Dass ihre Sätze auffallend lang und verschachtelt sind, erklärt sie damit, dass «ich so schreibe, wie man denkt». Die Bandwurmkonstruktionen sind zwar etwas kürzer geworden. Unverändert ist aber, dass Shalevs Sprache durchtränkt ist von sanften biblischen Anspielungen. Sie sei in einer säkularen Familie aufgewachsen, doch ihr Vater habe ihr statt der gängigen Märchen als Gutenachtgeschichten aus dem Alten Testament vorgelesen, was sie geprägt habe. Nach der Armee schloss sie mit einem Master in Bibelwissenschaften ab.

Krieg und Schreibblockade

Ihren Arbeitsstil hat sie verändert. Statt sich von den Romanhelden treiben zu lassen, gehe sie jetzt systematisch vor und überlege sich den Plot, bevor sie mit dem Schreiben beginne. Für ihren achten Roman – er soll von einer Richterin und ihren Konflikten handeln –, an dem sie vor dem 7. Oktober arbeitete, habe sie vor Beginn des Schreibens recherchiert statt wie bisher danach. Das erspare ihr viel Korrekturarbeit.

Aber seit dem 7. Oktober habe sie «kein Wort Literatur mehr geschrieben». Das bisher vorliegende, rund zwanzig Seiten starke Manuskript möge sie sich nicht einmal anschauen. Sie wisse nicht, ob sie je daran weiterarbeiten werde. Der Krieg bewirke bei ihr eine Schreibblockade.

Jetzt hält sie Vorträge über die Lage Israels, warnt in Meinungsartikeln vor Extremisten in ihrem Land und unterstützt an Demonstrationen die Forderung nach Neuwahlen. Daneben backt sie vegane Kuchen für Soldaten, die im Gazastreifen kämpfen.

Weil sie, Krieg hin oder her, weiterhin an die Koexistenz mit den Palästinensern glaubt, hatte sie als Treffpunkt für unser Gespräch das Café «Rola» beim Hafen von Haifa vorgeschlagen, das von einer Araberin geleitet wird. Shalev ist dort Stammgast. Um ein Haar hätte das Gespräch allerdings verschoben werden müssen. Am Morgen unseres vereinbarten Treffens war in der Stadt Safed, eine Autostunde von Haifa entfernt, ein Raketenhagel der Hisbollah niedergegangen und hatte eine junge Frau getötet. Die Geschosse, so Shalev, hätten genauso gut in Haifa einschlagen können.

6000 Jahre Engadin

Pascal Morché

Karsten Plöger: Das Engadin. Biografie einer Landschaft. Hier und Jetzt. 250 S., Fr. 42.90

Der Untertitel gibt zu denken: «Biografie einer Landschaft». Hier versteht ein Autor das Sujet seiner Betrachtungen und seines Schreibens als etwas Lebendes, also als sich veränderndes und stets verändertes «Leben». Nun, pantarhei, alles fliesst, so wie der Inn, der dieser einzigartigen Kulturlandschaft von Maloja bis Martina seinen Namen gab: Engadin. «Die Aneignung dieser eisgeborenen Landschaft begann mit den Steinäxten des vierten vorchristlichen Jahrtausends und setzt sich fort mit den Glasfaserkabeln des dritten nachchristlichen», so der Autor und Historiker Karsten Plöger.

Die Zeit zwischen Steinaxt und Glasfaserkabel hat Plöger hier auf 319 Seiten abgebildet, die auf den neuesten Forschungen basieren, sich auf die aktuellsten Statistiken stützen und eine wahre Herkulesaufgabe an Quellen-

Hier ist eher ein Fachbuch entstanden denn ein lebendiges Werk für Engadin-Fans.

studien ahnen lassen. Den Autor interessieren weniger Jetset und Luxustourismus des Engadins – gleichwohl auch die natürlich erwähnt werden, allerdings erst, wenn der Leser nach 237 Seiten in den «Ironien der Moderne» angekommen ist: «Im Dreieck Maloja–Samedan–Pontresina bildete sich eine im Rhythmus der Saisons fluktuierende Parallelgesellschaft»; 1860 bis 1914 war das. Stefan Zweig nannte sie «Brüderschaft der Sorglosen» und das Engadin «eine Oase im Zeitalter des nationalistischen Imperialismus». (Vielleicht müsste man heute nur das Wort «nationalistisch» um die Vorsilbe «inter» erweitern?)

Erste Gesamtdarstellung

Vielmehr als von «Sorglosen» erzählt Karsten Plöger aber von den Menschen, die in vielen Jahrhunderten zuvor den «Lebens-, Grenz- und Durchgangsraum» Engadin nutzbar und belebbar machten: Bauern und Hirten, Säumer und Schäfer, Zuckerbäcker, Adelige, Söldner ... Plöger interessiert sich für die historischen, politischen, gesellschaftlichen, vor allem aber für die ökonomischen und ökologischen Veränderungen des Engadins in 6000 Jahren und die sich jeweils daraus ergebenden Sozialstrukturen. Er bezieht die Verflechtung dieses Hochtals mit seinen alpinen Nachbarregionen ein, legt einen Schwer-



Lebende Kulturlandschaft: Maloja mit dem Hotel Kursaal um 1900.

punkt auf die Wandlungen des Klimas in der Region und richtet stets sein Augenmerk auf «alte und neue Infrastrukturen: Verkehr, Energie, Kommunikation» – wobei er die unterschiedliche Entwicklung von Ober- und Unterengadin beschreibt.

Karsten Plöger berichtet vom Rückzugsraum des Rätoromanischen im Mittelalter bis zu den Palasthotels der Belle Epoque. Immer kommen dabei grosse Engadin-Chronisten wie der Reformator Ulrich Campell (1510–1582) oder der Silser Schmied Paul Robbi (1759–1847) ebenso zu Wort wie der «Urvater der Engadinbegeisterung» (und -verklärung), der englische Reiseschriftsteller William Coxe (1748–1828). Wir lernen, dass die ersten elektrischen Lampen in der Schweiz am 18. Juli 1879 im Speisesaal des Hotels «Engadiner Kulm» in St. Moritz brannten. Ja, sogar das Tiefbauamt Graubünden wird als Quelle bemüht, und vom Geoportal der kantonalen Verwaltung erfahren wir die Anzahl der Gerstenfelder bei Zernez und Sils im Jahr 2023. Karsten Plögers Landschaftsbiografie

kann wirklich als die erste Gesamtdarstellung zur Geschichte des Engadins gelesen, ja gefeiert werden!

Dieser wahrhaft immense und mit offensichtlich grösster Akribie zusammengetragene Informationsgehalt der Engadin-Biografie geht zu Lasten der Lebendigkeit in der Darstellung. Die Sinnlichkeit der Landschaft findet leider nicht auch ihre Entsprechung in einer sinnlichen und emotionalen Beschreibung. Hier ist eher ein Fachbuch, eine fehlerfreie Dissertation entstanden denn ein lebendiges Werk für Engadin-Fans und ein breites Publikum.

Dennoch wird jeder, der das Engadin liebt und sich für dessen «Leben» interessiert, in diesem Buch reichlich Ertrag finden und aus ihm Nutzen ziehen können. Die Biografie des Autors scheint übrigens ähnlich vielschichtig wie jene des Engadins: Karsten Plöger stammt aus dem hohen Norden Deutschlands, aus Kiel, er war lange Jahre Lehrer am Lyceum Alpinum in Zuoz (Erweckungserlebnis Engadin?), lebt heute in Wien und leitet ein Internat in Thüringen.



Gnadenloser Höllenritt

Cora Stephan

Joy Williams: In der Gnade.
Aus dem Englischen von Julia Wolf.
DTV. 336 S., Fr. 35.90

Die siebenjährige Kate ist ein kluges, ein altkluges Kind, spricht in ganzen Sätzen und kann lange Passagen aus der Bibel aufsagen. «Es gab nichts, worüber ich nicht ohne jegliche Anteilnahme sprechen konnte», denkt sie später. «Meine Kindheit war wirklich ein Meisterwerk.»

«Sound of the seventies»

Mit ihrem Vater, dem Reverend Jason Jackson, lebt sie auf einer Insel im Meer, in einem Pfarrhaus an der Küste, und sagt Sätze wie «Ein vollmundiger Rotwein schadet nie beim Kochen».

Samstags tanzen sie und ihr Vater im Zimmer oben, das Mittagessen fällt meistens aus, denn sie und ihr Daddy «versuchen, die Zeit sinnvoller zu nutzen. Wir unterhalten uns lieber.»

Die Nachbarn finden das altkluge Kind unheimlich. Sie meinen, ihr Geplapper sei etwas «Ketzerisches», das Kind habe etwas Krankes, Dunkles an sich, es sei vom «Hauch des geweihten Verbrechens» umgeben. Kate hat nur noch ihren Vater, ihre Schwester ist bei einem Unfall gestorben, die Mutter, im siebten Monat schwanger, im Bett. War die nicht einst eine so lebenslustige Frau? Was hatte sie so krank-, so verhärtet gemacht? Warum kam sie zum Schluss nur noch nachts aus dem Zimmer?

Und warum ist aus dem kleinen Mädchen eine irrlichternde Frau geworden, der das Leben nichts bedeutet? Weil ihre Mutter ihr nach dem Tod der Schwester gesagt hat: «Ich wünschte, es hätte dich getroffen»? Oder weil Daddy sie von Geburt an vereinnahmt hat?

Rabenschwarze Gedanken

Der Debütroman von Joy Williams wurde 1973 in den USA veröffentlicht, als sie noch nicht dreissig war. «State of Grace» war für den National Book Award nominiert und unterlag nur Thomas Pynchons «Gravity's Rainbow». Auch bei Williams spürt man den *sound of the seventies*, das Verrätselte, das Schreiben im Stream of Consciousness. Das macht die Lektüre nicht ganz leicht. Umso mehr ist die Leistung Julia Wolfs zu loben und zu rühmen, die das Buch hervorragend übersetzt hat, das zu Williams' 80. Geburtstag bei DTV erschienen ist.

Es ist eine Herausforderung, sich im Inneren der erwachsenen Kate aufzuhalten, und kaum einer wird sich dort wohlfühlen. Als junge Frau ist sie Daddy entflohen – dabei hatte der doch gepredigt: «Wer im Besitz der Wahrheit ist, braucht keine Freiheit.» Und in der Tat: Frei ist sie auch in der Ferne nicht, Daddy hat sich eingenistet in ihr. «Ich will die schreckliche Zumutung loswerden, mich erinnern zu müssen.» Vergebens. Wir ahnen, woran sie sich nicht erinnern will. Aber wir erfahren es nicht.

Sie kellnert, sie arbeitet in einer Eisdielen, wohnt in einem Wohnheim mit nervenden höheren Töchtern – bis sie endlich den weizenblonden Grady trifft, in einem muffigen Kino. Grady lebt in einem Wohnwagen im Wald und am Meer und schraubt an seinem alten Jaguar, den er liebt. Vielleicht liebt er auch Kate, jedenfalls wird sie von ihm schwanger. Wird jetzt alles gut? Grady schwärmt vom Leben, das sie führen werden: ein Baumhaus! Limettenbäume und ein Kräutergarten! Otter als Haustiere, die Fische bringen! Wohlerzogene Kinder! Doch Kate zerstört den Zauber: «Ich habe keine Zukunft», sagt sie.

Womöglich beginnt das Verhängnis, als sie Grady von Daddy erzählt. Kurz darauf fährt Grady seinen Jaguar zu Schrott, sie überlebt,

Grady stirbt im Krankenhaus. Daddy, denkt es in Kate, hat ihn auf dem Gewissen. Dabei hatte sie noch befürchtet, dass Grady erst Daddy töten könnte – und dann sie.

Joy Williams erzählt nicht geradeaus, der Chronologie folgend, sondern vielfach verschränkt. Rabenschwarze Gedanken tropfen

Es ist eine Herausforderung, sich im Inneren der erwachsenen Kate aufzuhalten.

aus beinahe jeder Seite, und selbst die Natur, die sie meisterhaft beschreibt, ist kein Freund: Kate ist umzingelt von verschmutzten Gewässern und giftigem Gras. «Auf lange Sicht ist nichts mit dem Leben vereinbar.»

Wortgewaltig, lyrisch fein, mehr verschleiern denn enthüllend, kunstvoll und brutal: Williams hat ein gewaltiges Arsenal zur Verfügung, aus dem sie schöpft. Wahrscheinlich würde man ihrer Protagonistin heutzutage ein Trauma attestieren, für eine Depression taugen Kates Wahn und ihre Selbstabwertung nicht. Und gut, dass Williams das Offensichtliche nur andeutet, deutlicher braucht es der Leser nicht, den der Schluss nicht wundert, aber überrascht.

Was die Rezensentin angenehm berührt: Williams schreibt keine Agendaliteratur – ob feministisch, klimarettend und/oder naturschützend –, diese nervtötende Prostitution der Schreibkunst, die heute zu grassieren scheint. Der eine oder andere mag sie dafür vereinnahmen, doch sie will Literatur, mit heisser Feder, wie Mark Twain sagt, die «in der Hölle aufgewärmt wurde». «In der Gnade» ist ein gnadenloser Höllenritt.



Mit heisser Feder:
Autorin Williams.

Cash steht für Liebe

Mathias Haehl

Johnny Cash: The Life in Lyrics.
Btb. 384S., Fr. 67.90

«Der Meister des Lebens ist gut zu mir gewesen. Er gab mir Leben und Freude, wo andere nur Vergessen sehen», schrieb Johnny Cash einmal. «Er hat mir Ziele für mein Leben gegeben. Neue Möglichkeiten zum Dienen und alte Wunden zum Heilen. Das Leben und die Liebe gehen weiter. *Let the music play.*»

Johnny Cash (1932–2003) war dankbar und demütig. Als Pastor war er auch gläubig und überdies äusserst eloquent. Vielen ist er einer der grossen Säulenheiligen der Country- wie der Popmusik; und jetzt ist «The Man in Black» *back*. Mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod erhält er ein Denkmal, das über zwei Kilo

«Selbst der standhafteste Atheist wird zum Gläubigen, wenn Cash den Gospel singt.»

schwer ist: Das grosse und dicke Buch «Johnny Cash: The Life in Lyrics» würdigt seine Lieder und erzählt sein Leben.

Der fünffache Vater hinterliess ein Werk, das auch heute noch strahlt, weil da einer zwischen Gefängnis und Weissem Haus die wichtigsten Menschen traf, sich auf die Seite der Unterdrückten, Benachteiligten und Vergessenen schlug und darüber mehr als 600 Songtexte schrieb. Die er dann in einfache und eingängige Melodien kleidete und damit die Fans mitten im Herz berührte. «Ich trage Schwarz für die Armen und Niedergeschlagenen [...], bis es heller wird, bin ich der *man in black*», sang er.

Verständnis statt Repression

Cashs Songs sind meist geistlich, haben aber eine universelle Botschaft. Die der Liebe. «Cash ist ein echter amerikanischer Held, dabei auf wunderbare, bezaubernde Art stets menschlich», lobte Kris Kristofferson seinen Gesangskollegen. «Selbst der standhafteste Atheist wird zum Gläubigen, wenn Cash den Gospel singt. Nie schien die Sünde greifbarer, die Erlösung notwendiger», ergänzte der Musiker Chris Davis.

125 seiner wichtigsten Liedtexte sind in diesem grossartigen Buch zusammengetragen worden, und die Geschichten dahinter werden erzählt. Es sind persönliche Texte seines Sohnes John Carter Cash, 54, aus der Ehe mit June Carter, Sängerin auch sie. John ist selber Musiker, Produzent und Pastor. Und der Familienhistoriker Mark Stielper ergänzt mit

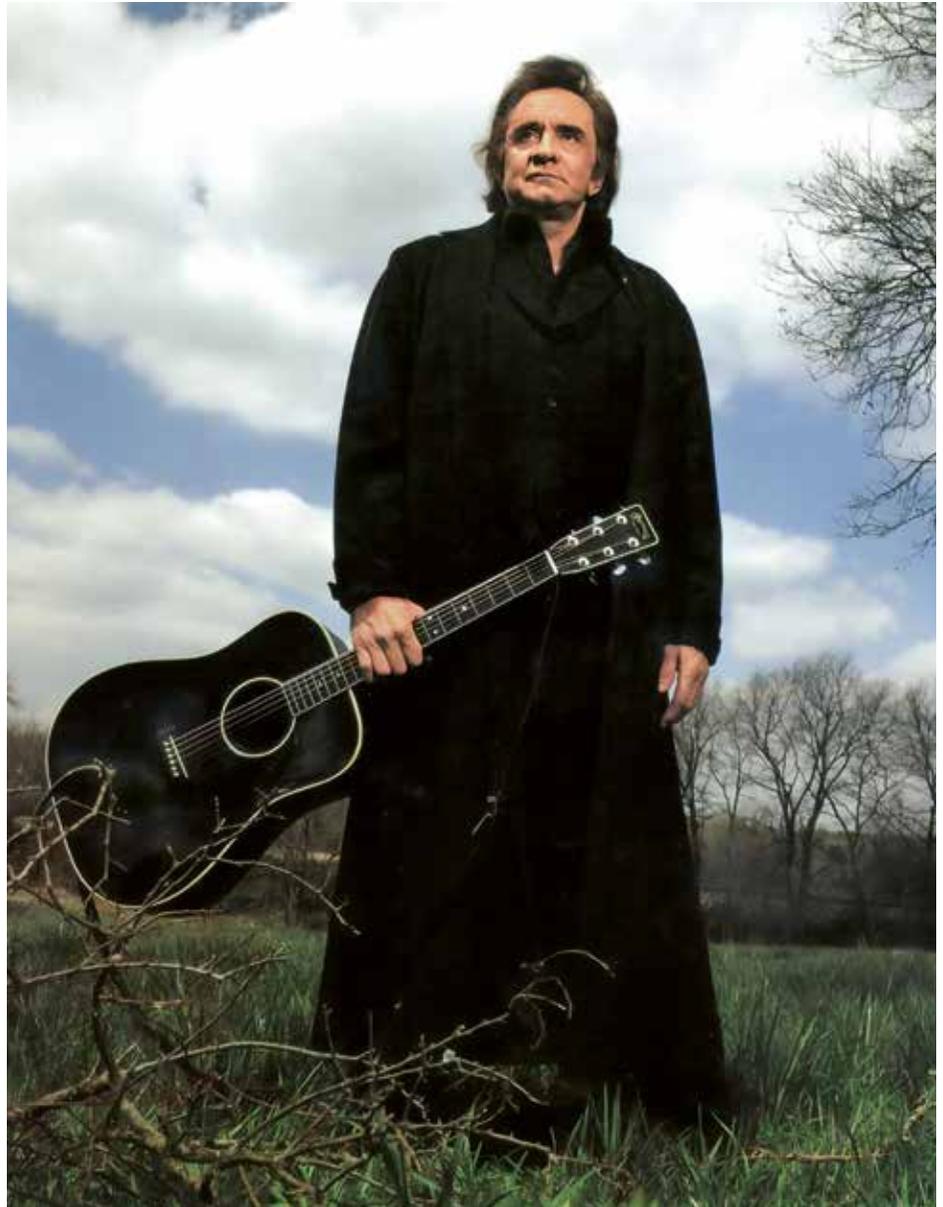
seinen Einblicken das seltene Bild- und Archivmaterial. Sämtliche Lyrics wurden sinnvollerweise in der englischen Originalversion abgedruckt.

Cash war der Sohn armer Baumwollpflanzer in der Wildnis des südlichen Arkansas. Sein Sohn John erinnert sich an Vater Johnny: «Das Leben war hart. Die Musik war von Anfang an eine Kraftquelle, um durchzuhalten und dem Leben Sinn zu geben.» Der Vater bekannte einmal: «Folge deinem Herzen. Das ist es, was ich

ist. Überdies war sein Mitgefühl ein wichtiger Auslöser für seinen Kampf für eine Gefängnisreform, bei der Rehabilitation und Verständnis im Vordergrund stehen sollten anstatt Repression und Strafe.

Das Gute oder das Dunkle

Seine Leidenschaft kannte keine Grenzen: Nach ihrem Tod schrieb Johnny Cash seiner Frau June jeden Tag einen Liebesbrief. Dennoch sei es nicht die grösste Liebe gewesen, sondern



Amerikanischer Held: Country-Legende Cash.

mache. Barmherzigkeit ist etwas, wovon ich eine Menge habe, weil ich in meinem Leben eine Menge Leid durchgemacht habe.»

Deshalb sang er gern für Randständige, Verfluchte und Gefängnisinsassen. Seine Einspielung «Johnny Cash at Folsom Prison» ist für viele Musikfans schlicht das beste Live-Album aller Zeiten, weil Cashs Interaktion mit den Häftlingen elektrisierend dokumentiert

«eine, die Schmerz und Schwierigkeiten aushält», wie John Carter Cash über den legendären Vater sagt.

«The Man in Black» hatte einen letzten kreativen Höhepunkt am Ende seines Lebens: Mit dem Produzenten Rick Rubin, einem Meister der Reduktion, sass er im Studio, hörte Hunderte fremder Songs durch, und Rubin meinte: «Spiel sie so, wie du die Lieder spürst.» Un-

spektakulär entstand so das meisterliche Spätwerk, die sechs «American Recordings»-CDs von 1994 bis 2010 – ein berührendes Comeback des fast Erblindeten. Sein Sohn Carter Cash: «Ob es Worte der Liebe, des Zorns, des Lobes, des Glaubens, der Reue, der Hoffnung, des Scheiterns oder der Freude waren, sie veränderten das Leben derer, die sie hörten – oftmals für immer.»

«Das Buch kann als eine Art Anleitung dienen, die Menschen zu achten und an das Gute zu glauben», erklärte John Carter Cash im Interview. «Jeder kann jeden Tag selbst entscheiden, ob er das Gute oder das Dunkle sehen will – wie mein Vater.» Wie sagte Johnny Cash doch einmal in stringenter Einfachheit: «Du kannst dich für die Liebe entscheiden. Oder für den Hass.» Cash steht für Liebe.

Paradiesvogel und Erotomane

Walter Hollstein

Günter Erbe: Nicolaus Sombart.
Utopist, Libertin, Dandy. Böhlau.
319 S., Fr. 62.90

Nicolaus Sombart war der Sohn des berühmten Nationalökonomen Werner Sombart; die Familie gehörte zu den besten Kreisen Berlins, residierte im noblen Grunewald und pflegte Bekanntschaften mit den angesehensten Intellektuellen und Künstlern der Epoche. Sombart selber bekannte: «Was ich bin und weiss, verdanke ich der Bibliothek meines Vaters und dem Salon meiner Mutter.» Im Zweiten Weltkrieg diente Sombart als Soldat der Wehrmacht.

Wiewohl seine Familie und er durchaus in geistiger Nähe zum Faschismus waren, schrieb er später: «Hitler hat nicht nur Deutschland zerstört, sondern auch meine rumänische Heimat, nicht nur unser Haus im Grunewald, sondern auch das schöne, weisse Haus am See bei Bukarest.» Nach Kriegsende studierte Sombart unter anderem Kultursoziologie in Heidelberg, Neapel und Paris und wurde bei Alfred Weber – ebenfalls eine edle Adresse im akademischen Leben – promoviert. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts lebte er als freier Schriftsteller und dandyhafte Kunstfigur in Berlin-Wilmersdorf. Dort hielt er von Anfang 1985 bis Mitte 2007 jeden Sonntagnachmittag einen Jour fixe ab.

Extremer Selbstdarsteller

Günter Erbe zeichnet das Leben dieses «Paradiesvogels» – so Sombart über sich selbst – minutiös nach: «Ein Paradiesvogel wie ich ist schwer zu rubrizieren.» Ich bin Sombart in Berlin selber begegnet, von weitem im Grunewald, in der Wilmersdorfer Umlandstrasse, von

etwas näher in der «Paris Bar» in der Kantstrasse und direkt im Garten des Solothurner Soziologen Urs Jaeggi. Das war jeweils durchaus beeindruckend, schon von Sombarts Statur und seinem Habitus her – und gleichzeitig irgendwie auch befremdlich. Er war ein extremer Selbstdarsteller, am Gegenüber in keiner Weise interessiert; die anderen waren nur Publikum für ihn.

Das galt für die meisten seiner Zeitgenossen: für Sartre, Adorno oder Taubes hatte er nur «Gesten der Verachtung» übrig. «Nicolaus Sombart glaubte sich zu Höherem berufen.» Allerdings ohne dieses Ziel zu erreichen: Er wurde weder Diplomat noch Professor und auch kein grosser Literat. Das mochte die Verachtung gegenüber Grösseren noch genährt haben. Vielfach auch gegenüber Frauen, obwohl er einer der grössten Womanizer seiner Epoche war. Zu seiner Widersprüchlichkeit gehört denn auch eine seltsame Überhöhung des weiblichen Geschlechts: «Die Frau ist die Zukunft des Mannes», so der Titel eines Buchs von ihm.

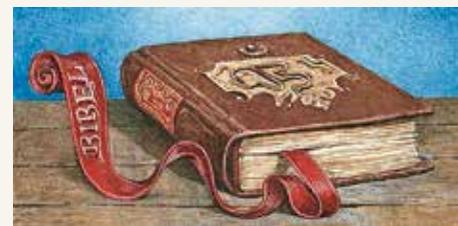
Notorischer Bordellgänger

Seine Erotomanie war zudem von einem unangenehmen Rettungseifer unterlegt. Als notorischer Bordellgänger in Berlin – freilich nur exquisite Adressen wie das «Petit Chalet» – will Sombart die «Mädchen» sozial und intellektuell erhöhen. Er leidet offenbar am «My Fair Lady»-Syndrom: Wie im Musical Professor Higgins die einfache Blumenverkäuferin Eliza Doolittle innert weniger Monate in eine Dame

Für Sartre, Adorno oder Taubes hatte er nur «Gesten der Verachtung» übrig.

verwandelt, führt Sombart die «Mädchen» ins Theater aus, in die Berliner Oper und natürlich in die «Paris Bar». Diese Passagen wirken oft peinlich.

«Nicolaus Sombart schreibt aus der Perspektive eines Herrn, wohl wissend, dass es diesen Herrn eigentlich nicht mehr gibt. Er hat ihn gleichwohl durch Erziehung und frühe Bildungseindrücke in sich aufgenommen und ist entschlossen, diesen Habitus um jeden Preis zu kultivieren.» Nach dem Verlust der grossbürgerlichen Existenz bleibt ihm nur die Selbstdarstellung als Dandy, als etwas Besonderes in einer nivellierten Demokratiegesellschaft. Als das ist er dann ab den 1980er Jahren in Berlin durchaus eine prägende Figur – auch in einem Berlin, das mit der 68er Bewegung zwar politisch und sozial einen Aufbruch signalisierte, aber kulturell und stil­mässig gleichzeitig den Niedergang einleitete. Insofern ist Günter Erbes Buch auch ein eindrückliches Dokument dieser Zeit.



Die Bibel

Der schmerzhafteste Preis des Hedonismus

Das Leiden Jesu Christi wird in der Kreuzigung treffend dargestellt. Aber Jesus litt schon bevor er am Kreuz hing – unter seinen Freunden und seinen Gegnern: Seine Jünger erkannten den Ernst der Lage nicht und schliefen ein. Judas lieferte ihn für ein Schmiergeld aus. Petrus erklärte sich für standhaft und knickte ein, sobald es unangenehm wurde. Der Hohe Rat unterstellte Jesus eine Gotteslästerung, die er nicht begangen hatte. Der römische Statthalter fand keine Schuld an ihm, sicherte sich jedoch die Sympathien des Volkes, indem er der Hinrichtung zustimmte. Die letzte Möglichkeit, Jesus zu begnadigen, blieb ungenutzt, weil das Publikum lieber den Mörder Barabbas freiließ. Das Leiden Jesu auf dem Weg ans Kreuz wurzelt im Hedonismus seiner Umgebung. Das Leitmotiv des Hedonismus ist gemäss David Hume nicht die Lustmaximierung, sondern die Furcht vor der Unlust. Die Unlustvermeidung wird in der Regel durch Abschieben auf andere Menschen erkaufte und erzeugt anderswo Schmerz und Tod.

Die Absage an den Hedonismus ist jederzeit möglich, denn jeder Mensch vermag Unlust zu ertragen. Anstrengungen in der Ausbildung und beim Job, Militärdienstpflicht für alle, Kostenwahrheit bei medizinischen Leistungen und bei der Mobilität gehören dazu wie eine eigenständige Altersvorsorge und freie Märkte. Der Staat muss Recht, Ordnung und Freiheit sichern, und das kann er nicht, wenn er sich für die Unlustvermeidung der halben Welt zuständig fühlt. Es war ein vielsagender Zufall, dass gleichzeitig die 13. AHV-Rente beschlossen und in Zürich ein Jude von einem eingebürgerten Islamfaschisten niedergestochen wurde. Der hedonistische Sozialstaat verdrängt den Rechtsstaat. Nur die Auferstehung Christi lässt hoffen, dass die Dinge nicht so übel herauskommen, wie sie angerichtet sind (Matthäus 26, 1–28, 15).

Peter Ruch



Freizügiger Umgang mit grossen Werken: Komponist Schickele.

Klassik

Eine kleine Nicht-Musik

Er erhob den musikalischen Scherz zur eigenen Kunstform: Peter Schickele und sein von ihm entdeckter P. D. Q. Bach – vergessener Sohn des grossen Johann Sebastian Bach.

Wolfgang Koydl

Peter Schickele: Eine kleine Nichtmusik. Wie viele Werke Schickeles auf Youtube abrufbar.

Das «Pervertimento für Dudelsack, Fahrrad und Luftballons» ist nicht leicht aufzuführen, schliesslich muss der Dudelsack entsprechend modifiziert werden, damit er mehr wie eine Oboe oder eine Klarinette klingt. Als überraschend vielseitig hingegen erweist sich das Fahrrad, bei dem Speichen, Lenker und Pedale gleichermassen zum Einsatz kommen. Lediglich die mit Helium gefüllten Ballons tun, was sie am besten können: Sie pfeifen oder platzen.

Der Rest des Kammerorchesters ist traditionell zusammengesetzt. Nur dem Fagott kommt eine tragende Rolle zu, war es doch das Lieblingsinstrument des Komponisten. Eigens für vier Fagotte orchestrierte er Wagners «Tristan»-Motiv von Sechsstel- auf Zweivierteltakt um – als Tango. Zu gern wüsste man, was der Bayreuther Maestro von dem neuen Arrangement und dem eigenwilligen Musikerkollegen aus den Vereinigten Staaten gehalten hätte: Peter Schickele.

Manuskript in der Kaffeemaschine

Peter who? In Europa war der selbsternannte «Professor für musikalische Pathologie» an der nicht existenten Universität von Süd-Nord-

Dakota praktisch unbekannt. In seiner amerikanischen Heimat hingegen hatte der mehrfache Grammy-Gewinner, Filmkomponist und Arrangeur von Ikonen wie Joan Baez eine grosse und treue Gefolgschaft – wenngleich nicht als seriöser Komponist, sondern als ... Ja, als was eigentlich? Als Musik-Clown? Als oberflächlicher Spasskollege eines Victor Borge? Oder als musikalisches Genie, das seiner tiefen Liebe zur Musik mit seinen verfremdeten Anleihen bei grossen Werken huldigte? Machte er sich lustig über die Klassik? Oder verehrte er sie auf seine Weise?

Bekannt, geliebt und bewundert wurde Schickele als Alter Ego von P. D. Q. Bach, einem

von ihm wiederentdeckten – natürlich fiktiven – 21. Sohn des grossen Johann Sebastian Bach. Von seinem berühmten Vater nie in Komposition und Kontrapunkt unterwiesen, habe P. D. Q. (was vermutlich für *pretty damn quick*

Einem Programmheft legte er eine Brechtüte bei. Aufschrift: «Für den Fall kulturellen Unwohlseins».

stand) der Musik schon im Alter von drei Jahren abgeschworen, nur um sich später wie ein Rachegott wieder auf sie zu stürzen. Ein erstes Manuskript aus seiner Feder wollte Schickele 1954 entdeckt haben – in der Kaffeemaschine eines Hausmeisters in einer Burg in Bayern, missbraucht als Kaffeefilter.

Fortan gab es kein Halten. Viele Komponisten haben sich musikalische Scherze erlaubt – ob Mozart, Haydn oder Johann Strauss. Aber Schickele, Pardon, P. D. Q. Bach, erhob den Spass zur eigenen Kunstform. Immer neue Werke des fiktiven Bach-Sprosses wurden ans Licht einer staunenden und amüsierten Öffentlichkeit gezerrt – mit Titeln, deren Wortwitz Schickeles musikalischem Humor ebenbürtig war: die Kurzopern «Oedipus Tex» (spielt selbstverständlich in Texas) und «Die Entführung des Figaro», die Tschaikowsky vorgreifende «1712 Overture», die «Unbegonnene Symphonie», die mit dem dritten Satz anhebt, «Präludien und Fugen in allen Dur- und Molltonarten mit Ausnahme der wirklich schwierigen», die Hundekantate: «Wachet, wau», oder das «Reizbare Klavier» statt des «Wohltemperierten Klaviers» – ein Wortspiel, das sich im Englischen erschliesst: «The Short-Tempered Clavier» anstatt des «Well-Tempered Clavier».

Zu betrunken, um zu plagiiieren

Mit den Werken von P. D. Q. Bach füllte Schickele einige der grössten Konzertsäle Amerikas wie die Carnegie Hall oder das Lincoln Center in New York. Weltbekannte Kollegen rissen sich darum, mit ihm aufzutreten. Legendär ist ein gemeinsames Konzert mit dem Geiger Itzhak Perlman und dem Komponisten John Williams am Pult des Boston Pops Orchestra. Da sind Musiker, die einfach viel Spass haben – und ihn einem begeisterten Publikum vermitteln.

Freimütig gestand Schickele, dass der Bach-Nachkomme nur dann imstande war, eigene Melodien aufzuschreiben, wenn er zu betrunken war, um zu plagiiieren. «Stellen Sie sich darauf ein, Dinge zu hören, die Sie schon gehört haben», warnte er sein Publikum. Aber was heisst schon Plagiat? Wenn P. D. Q. Bach abkupfert, dann ist das fast so genial wie eine originale Partitur. Seine «Kleine Nichtmusik» verwebt Mozarts Vorlage mit Themen und Melodien quer durch die Musikgeschichte – von

Tschaikowsky bis «Yankee Doodle». Es hört sich an, als ob sie schon immer dazugehört hätten.

Die «Cantata Blaues Gras» wiederum wechselt nahtlos zwischen einer Bach-Kantate und dem klassischen Bluegrass-Sound aus Kentucky. In ein Barock-Adagio streut er Boogie-Woogie ein, und selbst an William Shakespeare vergriff sich Schickele: Dessen grosse Monologe aus «Hamlet», «Macbeth» oder «Romeo und Julia» vertonte er als Country-Songs. Beethovens «Fünfte» wiederum inszenierte er als Sportereignis mit laufendem Kommentar: «Oh, der Hornist wird für dreissig Takte auf die Strafbank geschickt!»

Viele seiner musikalischen Scherze bewegen sich auf hohem Niveau. Man muss schon ein guter Musikkenner sein, um zu bemerken, wo er gerade wieder augenzwinkernd einen Titanen des Barocks, der Romantik oder der Klassik vom Sockel geholt hat. Wenn allerdings mitten in einem Bach-Präludium das amerikanische Volkslied «I've Been Working on the Railroad» erklingt, dann lachen auch Laien. An anderen Stellen produziert er gleichsam musikalischen Slapstick für jedermann, etwa mit eigens erfundenen Instrumenten. Als da wären das Pastafon, die Dill-Piccoloflöte, das Pogott – eine Kombination aus Posaune und Fagott – und natürlich das Lasso d'amore: lange, bunte, wirbelnde Plastikröhren, «erfunden von Wiener Cowboys, die bald bemerkten, dass sie zum Rinderfang nicht taugten».

Der seriöse Komponist Schickele verschwand viel zu oft hinter der Kunstfigur. Niemand hätte dem Mann mit schneeweissem Santa-Claus-Bart, dem Hemd, das aus der Frackhose hing, und den groben Arbeitstiefeln die fünf Streichquartette, die zahlreichen Konzerte und die zwei Symphonien zugetraut, die er für renommierte Orchester und Ensembles schrieb. Schickele war sich dieser Tatsache nur allzu gut bewusst. «Es gibt viele Leute, die sind nicht nur überrascht, dass ich ernsthafte Musik schrei-



be, sondern sogar enttäuscht», erklärte er einmal. «So nach dem Motto: Hier ist noch so ein Clown, der den Hamlet spielen will.» Aber er liebe P. D. Q. Bach, nicht zuletzt, weil ihm dieser Charakter ein «sehr nettes» Einkommen verschaffe. «Ich habe mein Bett gemacht, und es ist kein schlechtes Bett.»

Mit seinem schrägen Humor, seinem mitunter respektlos anmutenden freizügigen Umgang mit den grossen Werken der europäischen Musik, aber auch mit seiner Freude an Jazz, Country und Bluegrass war Schickele durch und durch Amerikaner. Er spielte und mochte alles: «Alle Musiken sind gleich geschaffen», witzelte er. Dennoch konnte er seine europäischen Wurzeln nicht verbergen. Er war der Enkel des elsässischen Schriftstellers René Schickele. Seine Eltern waren in die USA ausgewandert, wo er in Iowa zur Welt kam, einem Bundesstaat, den man eher mit Schweinezucht assoziiert als mit Musik.

Musik studierte er an zwei der bedeutendsten Konservatorien des Landes: Swarthmore College und Juilliard School of Music in New York. Zu seinen Kommilitonen zählten Philip Glass

Wenn P. D. Q. Bach abkupfert, dann ist das fast so genial wie eine originale Partitur.

und Steve Reich, zu seinen Lehrern der französische Komponist Darius Milhaud. Später unterrichtete er selber einige Jahre lang an der Juilliard School. Für seinen Erfolg sprechen auch die fünf Grammys, die er erhielt. Wobei strenggenommen vier davon nicht an ihn, sondern an P. D. Q. Bach gingen.

Klassik vom hohen Thron geholt

Dem vermeintlichen Hanswurst Schickele gelang etwas Wesentliches: Mit Witz und Humor machte er viele Menschen mit klassischer Musik vertraut, die wenig oder nichts mit ihr hätten anfangen können. Dazu trug auch seine Radiosendung «Schickele Mix» bei, die jahrelang landesweit ausgestrahlt wurde. Ja, er holte die Klassik vom hohen Thron herunter, auf dem sie oft sitzt. So legte er einem Programmheft eine Brechtüte bei. Aufschrift: «Für den Fall kulturellen Unwohlseins». Und was das eingangs erwähnte «Pervertimento» betreffe, so handele es sich nicht um eine Werksbeschreibung, sondern um das Urteil der ersten Musiker, die es gespielt hätten.

Die Entdeckung Schickeles ist einer jener seltenen Glücksfälle, die im Englischen als *serendipity* bezeichnet werden: ohne zu suchen, zufällig und unerwartet auf etwas Schönes zu stossen. Leider zu spät, um einen Live-Auftritt mit Werken von P. D. Q. Bach erleben zu können. Peter Schickele starb vor wenigen Wochen im Januar mit 88 Jahren.



Fernsehen

Künstler in Angst

Stefan Millius

Twist: Gefahr von extrem rechts. Arte. 10. März

Bilder sind mächtig. Bewegte und vertonte Bilder sind noch mächtiger. Der deutsch-französische Kulturkanal Arte verspricht mit seiner Sendereihe «Twist» einen «shot of culture». Geliefert wird stattdessen Politpropaganda.

In dreissig Minuten erklären jeweils Kulturschaffende aus europäischen Ländern ihre Sicht der Dinge zu einem bestimmten Thema. Aktuell ist es der Rechtsextremismus. Wie wirkt sich dieser in Deutschland, Österreich, den Niederlanden und Ungarn auf die Arbeit von Künstlern aus?

Die Arte-Sprecherin beantwortet die Frage gleich zu Beginn selbst: «Es steht viel auf dem Spiel.» Es folgt ein rascher Zusammenschnitt von Bildern. FPÖ-Chef Herbert Kickl, die italienische Ministerpräsidentin Giorgia Meloni, ihr ungarischer Amtskollege Viktor Orbán, dazwischen ein Mann mit Glatze und Neonazi-Montur: Es ist ein pures Potpourri der Manipulation in einer Minute.

Der deutsche Autor und Dramatiker Lukas Rietzschel beispielsweise lebt in Görlitz und fürchtet sich vor einer AfD-Mehrheit. Denn Rechte seien gegen das freie Wort, die Demokratie müsse sich schützen. Komme die AfD in die Regierung, werde die Vielfältigkeit der Gesellschaft zerstört. Sein Rezept: ein Verbot der Partei. Wie das mit seiner Liebe zu Demokratie, Vielfalt und Meinungsfreiheit zusammengeht: Niemand fragt nach.

Ihre Interviewpartner «brechen mit Klischees und erweitern den Horizont», versprechen die Macher von «Twist», die Sendung sei «voller erfrischend neuer Perspektiven». Doch mehr Klischees und weniger Horizont geht gar nicht.

Film

Schule am Rande der Zivilisation

Wolfram Knorr

Radical (USA/Mexiko, 2023) von Christopher Zalla. Mit Eugenio Derbez, Daniel Haddad, Jennifer Trejo, Mia Fernanda Solis

«Schweigen ist die Grundlage des Gehorsams; Gehorsam ist die Grundlage der Disziplin, und Disziplin ist die Grundlage des Lernens.» So schneidig leitet der Direktor das neue Schuljahr der José-Urbina-López-Grundschule in Matamoros ein, einer Grenzstadt in unmittelbarer Nähe zu Texas. Für die Schüler und Schülerinnen ist es eine Art Endstation der Armut, der Gewalt, blutiger Bandenkämpfe, der Korruption; ein Ort, bei dem die einzige Zukunftsperspektive aus einer riesigen Mülldeponie oder aus Blutlachen erschossener junger Gang-Mitglieder besteht, die den Weg zur Schule säumen.

Kein Wunder, dass die Schule einen miesen Ruf hat und als leistungsschwächste in ganz Mexiko gilt. Die Schulbehörde knausert mit Geld, lässt die Räume und die Bibliothek vergammeln. Und ausgerechnet in diese von Gott und der Welt im Stich gelassene «Ausbildungsstätte» kommt ein neuer Lehrer, der den Unterricht auf den Kopf stellen will: Seine Schutzbefohlenen sollen aus dem Trott des Frontalunterrichts befreit und ihre Neugier für echtes, anwendbares Wissen geweckt werden. Ist da ein Don Quijote der Pädagogik unterwegs?

Selber nachdenken

«Radical» ist ein Film über eine wahre Geschichte, die 2011/12 in einer Schule sozusagen am Rande der Zivilisation begann und zu verblüffenden Ergebnissen führte. Es ist, wegen des positiven Ausgangs, ein typischer *feel-good*-Filmstoff: Verkannte Mädchen und Jungen werden von Pestalozzi-Ritern aus ihrem Dornröschen-Dasein befreit. Dabei ist der authentische Hintergrund brisant. 2013 veröffentlichte Joshua Davis in *Wired* die Reportage «A Radical Way of Unleashing a Generation of Geniuses» unter dem Titel: «The Next Steve Jobs?» Davis war auf die Geschichte der erstaunlichen Leistungen der 6. Klasse der randständigen Schule gestossen, die auf einmal herausragte.

Der Lehrer Sergio Juárez Correas, der eigentlich nur für einen anderen einsprang, machte aus dem «Ort der Bestrafung» (die Kinder über ihre Schule) einen Ort der Befreiung. Inspiriert von Sugata Mitra, einem britischen Professor, dessen Ideen wiederum auf den Summerhill-Gründer A. S. Neill zurückgehen, forderte Correas von den Zwölfjährigen «Verbotenes»: die Schulbücher zu vergessen und einfach mal

selber nachzudenken, etwa über einen Schiffbruch und ein Rettungsboot, das nicht alle Passagiere aufnehmen kann. Was würde das für sie bedeuten? Wie würden sie sich verhalten? Auf einmal befinden sie sich auf einem neuen, moralisch-philosophischen Gelände.

Drei Figuren kristallisiert Zalla Schritt für Schritt heraus: Paloma (Jennifer Trejo), die mit ihrem Vater, einem Müllsammler, in einer Hütte lebt und sich heimlich für Mathe und Astronomie interessiert; Nico (Danilo Guardiola), der einer kriminellen Bande angehört und sich befreien will; und Lupe (Mia Fernanda Solis), die sich auf einmal für Philosophie begeistert. Der Shootingstar ist Paloma, die tatsächlich ein Stipendium erhielt. Correas, mit emotionalem Feuer von Eugenio Derbez verkörpert, ist heute noch Lehrer an der José-Urbina-López-Schule. Der ängstliche Schulleiter Chucho (Daniel Haddad), ein Gemütsmensch, lässt sich bald von Correas überzeugen, stärkt ihm sogar den Rücken. Es gibt hübsche, ironische Szenen, etwa wenn Lupe in einem Buchladen nach einem Werk von John Stuart Mill fragt und zur Antwort bekommt, sie solle sich besser um ihren Schulstoff kümmern.

Das korrupte Schulamt kann Correas' Optimismus nicht trüben; aber auch er muss seine bitteren Erfahrungen mit einer Wirklichkeit machen, die er lieber ausblendete. Ist der Optimismus der Schüler und Schülerinnen so richtig entflammt, folgt der Sturz – das entspricht der typischen Dramaturgie derartiger «Erweckungs»-Filme. Da entlarvt sich Zalla als zu angepasst: Er porträtiert einen Lehrer mit ungewohnten Lehrmethoden, erzählt das aber sehr konventionell. Es ist radikal, wie Correas die Schüler erst mal sprach- und fassungslos macht, Zalla aber bleibt in seiner Umsetzung beim «Frontalunterricht». Radikal ist der Inhalt, nicht der Film. Und so gerät manches dann leider doch zu schön, um wahr zu sein.

Kunst

Sie versilberten ihr Können

Rolf Hürzeler

Geniale Frauen – Künstlerinnen und ihre Weggefährten: Kunstmuseum Basel. Bis 30. Juni

Lavinia Fontana (1552–1614), die Tochter eines Künstlers, warb mit einem Selbstporträt am Spinett für sich als Braut. Sie war 24 Jahre alt. Ihr Vater hatte Verbindungen zu einer wohlhabenden Familie in Imola, deren Sohn Giovanni Paolo Zappi er als Bräutigam gewinnen wollte. Die junge Malerin musste mit diesem



Eigenständig: «Selbstporträt am Spinett» von Lavinia Fontana, 1577.

Werk nicht diesen von sich überzeugen, sondern dessen reichen Eltern, die eine sichere Zukunft versprochen. Lavinia setzt sich geschickt in Szene, spielt offenkundig blind. Die Noten hält ihre Zofe im Hintergrund vergeblich bereit. Ein roter Liebesknoten auf dem Spinett deutet auf ihre amouröse Absicht hin. Die Heirat kam zustande, die Ehe war aus heutiger Sicht glücklich. Lavinia erlebte zeitlebens verbreitete Anerkennung als Künstlerin.

Dem Lehrer schon bald voraus

Die Ausstellung «Geniale Frauen» im Basler Kunstmuseum umfasst rund hundert Werke von Künstlerinnen und ihren Weggefährten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Sie bettet die Bilder in einen biografischen Kontext ein und unterstreicht das Gemeinsame dieser Malerinnen: Sie verstanden es geschickt, ihr Können zu versilbern. Einige waren Unternehmerinnen im modernen Sinn, andere wussten die damaligen gesellschaftlichen Konventionen mit Gewinn zu nutzen. Vereinzelt kennt man bis heute; allen voran die famose Bündnerin Angelika Kauffmann, die in Rom und London als Porträtistin Karriere machte. Oder die Frankfurterin Maria Sibylla Merian, die ebenso Naturforscherin wie Malerin war. Sie machte sich im frühen 18. Jahrhundert nach Südamerika auf, die Wunder der Welt zu entdecken und künstlerisch umzusetzen.

Ganz anders, aber nicht minder grossartig, die Laufbahn der Niederländerin Catarina van Hemessen aus dem 16. Jahrhundert. Sie entstammte einer Künstlerfamilie in Antwerpen und lernte das Handwerk in der väterlichen Werkstatt. Sie war eine Meisterin des kleinen, intimen Porträts, das sich auf die Gesichtszüge der dargestellten Menschen konzentrierte. Van Hemessen profitierte von den Beziehungen ihres Vaters zu betuchten und adligen Kreisen. Er verstand es, das Können der Tochter zu vermarkten, und sie schaffte es ebenso wie Anguissola an den spanischen Hof. Die Niederländerin war mit einem angesagten Organisten verheiratet, was den Status beider beförderte. Sie waren ein kulturelles *power couple*, wie man heute sagen würde.

Aus Schweizer Sicht fällt die früh verstorbene Zürcher Barockmalerin Anna Waser (1678–1714) auf. Sie ist mit ihrem berühmten Selbstporträt vertreten, das sie als Zwölfjährige malte. Im Hintergrund erwies sie ihrem Kunstlehrer Johann Georg Sulzer mit einem kleinen Abbild die Ehre. Auch ein von ihm selbst gemaltes Porträt ist in Basel zu sehen – wohl um zu zeigen, dass ihm die Schülerin schon bald voraus war. Von Anna Waser sind nicht viele Werke erhalten. Sie war jedoch eine selbstbewusste Malerin, die den Wert ihrer Arbeit kannte. Mit ihren Miniaturen verschaffte sie sich in wenigen Jahren Ansehen und einen gewissen Wohlstand.

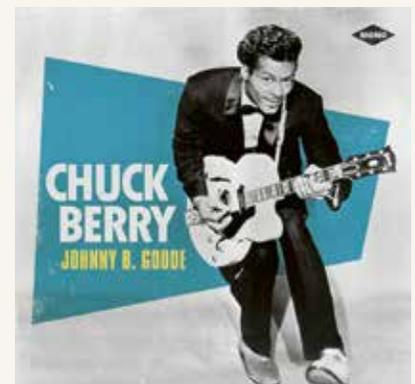
Songs für die Ewigkeit

Chuck Berry: Johnny B. Goode

Der Urvater des Gitarrenriff-Rocks schlug zu, und zwar kräftig. Es war die Rock-'n'-Roll-Götterhämmerung. Jede Band muss diesen Song auf dem Zettel haben, wenn sie eine richtige Party anzetteln will. Das amerikanische Magazin *Rolling Stone* schrieb einmal: Dies ist der erste Rock-'n'-Roll-Hit, der vom Rock-'n'-Roll-Ruhm handelte, und er ist bis heute das grösste Manifest popmusikalischer Gleichberechtigung. Jeder kann zu Ruhm kommen.

In diesem Song sind die Grundlagen des Rock 'n' Roll: drei Akkorde und die Wahrheit. Im März 1958 veröffentlicht Chuck Berry den Klassiker «Johnny B. Goode». Keine 2:41 Minuten lang ist das heisse Teil. Bluesschema in A, dazu ein satter Backbeat und eine heisse Leadgitarre – und ab geht die Revolution. Die Rolling Stones, die Beatles und AC/DC haben genau hingehört und liessen sich immer wieder inspirieren. Berry selbst «borgte» das markante Eingangslick, kaltschnäuzig wie er war, bei «Ain't That Just Like a Woman» von Louis Jordan aus dem Jahr 1946.

«Johnny B. Goode» wurde zum Hit, und zwar unabhängig von der Hautfarbe. Berry musste aber eine Änderung im Text vornehmen: Ursprünglich sang



er von einem «little coloured boy», ändert dies aber in «little country boy», um auch im Radio gespielt zu werden.

Es waren harte Zeiten für Schwarze als Rockstars. Doch niemand konnte diesen Riff-Master mit dem von ihm erfundenen *duckwalk* stoppen. Es ist die perfekte Lebensfreude, die einem eine Rock-'n'-Roll-Gitarre und die richtigen Worte verabreichen können.

Chris von Rohr

Comedy

Sein Traum ist die Kunstfreiheit

Marc Neumann

Dave Chappelle: The Dreamer.
Netflix 2023

Am Anfang seines jüngsten Monologs «The Dreamer» erzählt Dave Chappelle, wie er während seiner Comedy-Lehrjahre am Filmset von «Man on the Moon» den Schauspieler Jim Carrey traf. Carrey spielte den Ausnahme- und Experimentalkomiker Andy Kaufman – leider nicht nur im Film, sondern in einem Anflug von totalem *method acting* auch abseits der Kamera. Zu seiner immensen Enttäuschung musste Chappelle vortäuschen, dass er nicht mit Carrey, sondern mit Kaufman interagiere. Chappelles Pointe ein gutes Vierteljahrhundert später: «And that's how trans people make me feel.»

Das Publikum quittiert die polemische Spitze gegen zwanghaft in ihrer vorgetäuschten Identität verhaftete Transmenschen mit grosser Heiterkeit. Doch Chappelle verweilt nicht lange bei Witzen aus dem Geist der Transphobie. Wie schon im Vorgängerprogramm, dem kontroversen «The Closer» (Netflix 2021), lässt er keine kategorisierbare Minderheit unbehelligt: Schwarze, Asiaten, Frauen, Weisse, LGBTQ – nicht einmal vor geschmacklosen und vulgären Scherzen über Behinderte macht Chappelle diesmal Halt. Es gibt keine Grenzen oder Ausnahmen, wen er der Lächerlichkeit preisgibt. Keinen Fettnapf auszulassen, ist Chappelles radikale Version von sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit: Er diskriminiert keine Opfergruppe, indem er sie vor der Vergackeierung verschont.

Der Erfolg gibt ihm recht

Zwar soll sich eines seiner Opfer, der Ex-Kongressabgeordnete und Rollstuhlfahrer Madison Cawthorn, gemäss eigenen Angaben köstlich amüsiert haben. Dennoch leistet Chappelle mit aller Kraft seinen Kritikern Vorschub, die ihn zwecks Boykott und Cancellen in trans- und homophobe, sexistische und rassistische Ecken stellen wollen (so geschehen bei einem Netflix-internen Protest 2021 in Los Angeles; 2022 gab es bei einer Live-Show in der Hollywood Bowl gar einen bewaffneten Angriff). Warum tut sich Chappelle das an?

Laut «The Dreamer» ist ein Grund seine bedingungslose Treue zum Lebenstraum, ein Comedian zu sein. Dem Special stellt Chappelle ein Motto von Henry David Thoreau, dem anarchistischen Querdenker

Amerikas aus dem 19. Jahrhundert, voran. Wer seinen Träumen in Richtung des angestrebten Lebens folge, so Thoreau, dem stelle sich «gemeinhin unerwarteter Erfolg» ein. Deshalb sind erfolgreiche Künstler notwendig mächtige und kompromisslose Träumer (wie Chappelle und viele Stars, mit denen er im Abspann von «The Dreamer» posiert). Zeigen sie Bescheidenheit, Empathie und Respekt, können Menschen zwar an den Träumen anderer teilhaben. Hinsichtlich seines eigenen Traums macht Chappelle – mit Thoreau – keine Konzessionen. Dies tut der Fünfzigjährige auf-

Keinen Fettnapf auszulassen, ist Chappelles radikale Version von sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit.

grund eines zweiten Credos, der kompromisslosen Verpflichtung auf die Kunstfreiheit. «Je mehr man mir sagt, ich dürfe etwas nicht sagen, umso mehr muss ich es sagen», betonte er in «What's in a Name» (Netflix 2022), einer Festrede zur Einweihung des von Chappelle mitfinanzierten neuen Theatersaals an seiner Alma Mater, der Duke Ellington School of the Arts in Washington, D. C. Dabei gehe es nie um

den Inhalt des Gesagten, sondern einzig um die «Freiheit des künstlerischen Ausdrucks». Letzteres prangt nun als Inschrift über dem Theatersaal – anstatt Chappelles Name, wogegen woke Studenten der Kunstschule protestiert hatten. Dafür gewann er mit «What's in a Name» heuer einen Grammy.

Dies ist der Kern von Dave Chappelles komödiantischer Kunst: Sein Traum ist die Kunstfreiheit. Weil ohne sie Kunst und Komödie unmöglich sind. Sieht er sie eingeschränkt, hämmert er auf Zensoren ein – egal, welche soziale Gerechtigkeit auch immer diese im sittlich korrekten Schilde führen.

Der Erfolg gibt Chappelles Absolutismus Recht. Dass er an seinem Traum festhielt, auch lukrativste TV-Angebote ausschlug, um seine künstlerische Integrität zu wahren, hat sich ausgezahlt: Netflix-Streaming-Specials à zwanzig Millionen Dollar, Tantiemen seiner «Chappelle's Show» und Einnahmen von Comedy-Touren (31 Grossanlässe mit Umsatz von 61 Millionen allein 2023) haben aus ihm einen der kommerziell erfolgreichsten Komiker des 21. Jahrhunderts gemacht.

Dave Chappelles Traum ist längst Realität. Niemand muss an ihm teilnehmen. Aber wer will, darf.



Keine Konzessionen: Komiker Chappelle.

Film

Jagdfieber in Colorado

Benjamin Bögli

Butcher's Crossing (USA, 2022)

von Gabe Polsky. Mit Nicolas Cage, Fred Hechinger, Rachel Keller. Auf Amazon abrufbar

Lange hörte man nichts von «Butcher's Crossing». Die Dreharbeiten zur filmischen Umsetzung des genialen gleichnamigen Romans von John Williams fanden zwar unter einigem Aufsehen 2021 statt, 2022 gab es auch eine Premiere am Toronto International Film Festival, doch dann wurde es still um den Film. Im letzten Herbst lief er in ein paar amerikanischen Kinos an, und jetzt ist er beim Streaming-Dienst Amazon wieder aufgetaucht, wo man den Western auch in der Schweiz schauen kann.

Der Stoff ist im Film derselbe wie im Buch. Ein blutjunger Harvard-Student (Fred Hechinger), der sein verkopftes Dasein satt hat, bricht zu einem grossen Abenteuer in den Wilden Westen auf, um seinem Leben einen tieferen Sinn «jenseits von Boston» zu geben,

Die Expedition entwickelt sich, wie zu erwarten war, zu einer Reise ins Herz der Finsternis.

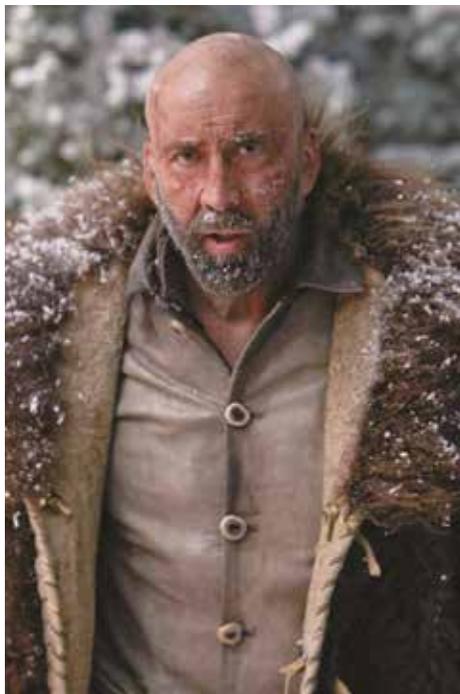
wie er sagt. «Bevor der Winter kommt, bin ich zurück», verspricht er. Im Örtchen Butcher's Crossing trifft er den berühmten Jäger Miller (Nicolas Cage), der ihn und zwei weitere Männer auf die Büffeljagd mitnimmt. Miller peilt eine riesige Herde in Colorado an, deren Felle alle reich machen sollen. Die Expedition entwickelt sich, wie zu erwarten war, zu einer Reise ins Herz der Finsternis. Aus dem Unternehmen, das wenige Wochen hätte dauern sollen, wird ein Überlebenskampf von mehreren Monaten, weil die vier Männer im Jagdfieber vom Schnee überrascht werden, der eine Rückkehr verunmöglicht.

Rausch und Wahn

«Butcher's Crossing» zu verfilmen, braucht Mut. Die Aufgabe ist beinahe so kühn, wie die grösste Büffeljagd zu orchestrieren und deren Ausbeute nach Hause zu bringen, ist man versucht zu sagen. Zumal das Buch von John Williams nicht nur unheimlich gut formuliert ist, sondern auch in die Tiefe geht. Es beschreibt den moby-dickschen Wahnsinn des rastlosen Schlachtens auf Geheiss eines charismatischen Leaders (Captain Ahab resp. Jäger Miller). Gleichzeitig hat «Butcher's Crossing» mit seinem existenzialistischen jungen Anti-Helden auch die Wesensmerkmale eines Bildungs-

romans. Der Amerikaner Williams veröffentlichte die Geschichte 1960, in einer Zeit also, als Selbstfindung an Bedeutung gewann. Da er die Handlung aber im 19. Jahrhundert anlegte, gelang ihm ein ganz eigenes, faszinierendes literarisches Werk. Dazu gehören auch seine beiden anderen auf Deutsch erschienenen Romane, «Stoner» und «Augustus». Der grosse Erfolg war Williams (1922–1994) zeitlebens allerdings nicht vergönnt. Erst in den letzten Jahren entdeckte man ihn vollumfänglich, und seine Bücher wurden posthum zu Bestsellern.

Die Verfilmung von «Butcher's Crossing» ist solide gemacht. Regie führte Gabe Polsky, ein Amerikaner, der 2014 mit der Dokumentation



Rastloses Schlachten: Miller (Nicolas Cage).

über das sowjetische Eishockey-Team, «Red Army», begeistern konnte. In seinem jüngsten Spielfilm gelingt es ihm, die Spannung aufzubauen, man spürt, wie sich das Unheil über den vier Büffeljägern langsam zusammenbraut. Die prächtige, mystische Landschaft – die Dreharbeiten fanden im US-Staat Montana statt – leistet hier einen gewichtigen Beitrag. Bei Superstar Nicolas Cage ist es wie immer: Er mag kein perfekter Schauspieler sein, kann aber einen Film tragen, weil er genügend interessant ist. Die epische Qualität des Buches fehlt der Verfilmung aber. Hier hätte es wohl ein Vielfaches des Budgets gebraucht, um das fürchterliche und gleichzeitig sinnliche Ausmass der Expedition so zu zeigen, dass der Rausch und der Wahn, in den sich Miller und der junge Student schießen und fantasieren, irgendwie begreiflich wird.



Demut kann eine subtile Form von Hochmut sein. Kurt Steinmann

Jazz

Die hohe Kunst des Gewöhnlichen

Peter Rüedi

Johannes Bigge Trio (Robert Lucaciu, Moritz Baumgärtner): Clay. Nwog records 057

Jazz ist die Kunst der Improvisation, des Einfalls aus dem Augenblick (dass der auch seine Vorgeschichte hat und nicht aus dem Nichts kommt, versteht sich). Er ist also eine Musik, die sich schneller wandelt als andere. In ihr zählt Selbstverwirklichung und Selbstprofilierung mehr als anderswo. Es gibt im Jazz so etwas wie einen Originalitätsstress. Neben dem oft verachteten Gegenteil: einem im Lauf der Geschichte gewachsenen Common Sense und Mainstream – die Übereinkunft über so etwas wie einen grössten gemeinsamen Nenner. Die kann langweilig sein oder, je nach Lesart, «reaktionär». Wie, andererseits, die hektische Verabsolutierung der «Innovation» krampfhaft angestrengt. Und ebenfalls langweilig.

Ich meine, auf die Mischung komme es an. Nicht alles, was sich mit kraftmeierischem Gestus als «Avantgarde» behauptet, erweist sich bei näherem Hin hören als genial; nicht aller scheinbar «traditionelle Jazz» als Musik jenseits von kreativen Sensationen. Gott (oder der Teufel) hockt im Detail, in den Feinheiten und subtilen Abweichungen und Ausweitungen. Auch in einer überkommenen Sprache lassen sich die spannendsten Geschichten erzählen.

Kommt mir so in den Sinn, wie mich beim ersten Anhören dieses Trios die «schöne Gewöhnlichkeit» der Musik entzückt: Johannes Bigge am Piano, Robert Lucaciu am Bass und Moritz Baumgärtner am Schlagzeug, alle deutsche Musiker in den Dreissigern und alle brillante Instrumentalisten. Und alle sind sie so gescheit, ihre Einfälle, ihre Kreativität in dieses Kollektiv einzubringen und gleichzeitig die der Partner zu beachten. So vibriert in Wahrheit die nur scheinbare Gewöhnlichkeit (die etwa das überkommene Piano-Trio-Format nahelegt) vor Spannung.

Michael Wollny, vor Jahren Bigges Lehrer in Leipzig, differenziert das so: «Eigentümliche Harmonien, die den Beteiligten zufliessen und wegschmelzen, noch bevor sie zu *changes* werden können. Grooves und Texturen, die zuerst das eine sind und dann das andere werden. Gleichzeitig komplex und schlicht, irritierend und hypnotisierend, eigenständig und noch lange nicht auserzählt.»

Die Stücke sind, bis auf drei Kollektiverfindungen, Kompositionen von Bigge und eben dies: «komplex und schlicht». Und die Musik des Trios insgesamt ist nicht weniger als die hohe Kunst des scheinbar Gewöhnlichen.



Leere Kindergesichter als Beweis: Jesseline und Josey im Taxi in Manila, 1992.



UNTERWEGS

Wie ein Stück Fleisch

Alberto Venzago

Was ist wichtiger? Ein schönes Bild oder ein wahres Bild?

Wenn ich dieses Foto von Jesseline und ihrer Freundin Josey sehe, aufgenommen in einem Taxi, unterwegs zu einem Kunden in ein Stundenhotel in Downtown Manila, erschrecke ich selber. Zwei Jahre bin ich eingetaucht in eine kleine Mädchengang von Kinderprostituierten.

Sie sind zwischen fünf und vierzehn Jahre alt. Sie halten mich anfänglich für einen Freier. Erst als ich mit meiner Freundin erscheine, merken sie, dass ich etwas anderes vorhabe. Es dauert einige Wochen, bis sie mich akzeptieren.

Danach begleite ich sie überallhin, fotografiere sie allein in schäbigen Hotelzimmern oder in Gruppen in Suiten, wo sie von ihren kranken Kunden erwartet werden. Oder im klimatisierten Kino, wo sie auf den Boden pissen und ein paar Stunden schlafen können. Zugedröhnt, weggetreten.

Spuren in der Seele

Ich fotografiere wie ein Besessener, wie diese Kinder von ihren Familien in reiner Not in die Prostitution getrieben werden. Besessen und wütend. Die Reportage erscheint weltweit, unter anderem im *Stern*, und sie hat zur Folge, dass Deutschland ein Gesetz erlässt, das auch eine im Ausland begangene Tat unter Strafe stellt. Die Kamera wird hier zur Waffe gegen die Kinderprostitution, die leeren Kindergesichter stehen als Beweis.

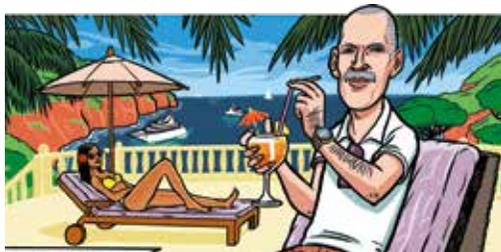
Josey, eben mal sieben, erzählt mir, wie aggressiv und gewalttätig viele Kunden sind. «Schnüffle ich mein Betäubungsmittel, habe ich keine Gefühle mehr. Ich liege da wie ein Stück Fleisch. Manchmal gab es Stammkunden, die blieben drei, vier Wochen lang.»

Durch die Angst vor Aids sinkt die Altersspirale rasant. Vier- bis Fünfjährige erzielen Höchstpreise. «Es gibt keine Freundschaft unter uns Mädchen. Es ist ein ständiger Wettbewerb. Wir sind eifersüchtig auf die andere, wenn sie einen reichen Kunden aufreisst. Du kannst niemandem vertrauen.»

Zurück in Zürich, bin ich wochenlang unfähig, nach draussen zu gehen oder mit meinen Freunden darüber zu reden. Eine solche Reportage hinterlässt tiefe Spuren in der Seele. Und das war meine bisher prägendste. Nachts jagen mich die Träume.

In Manila hat meine Leica als Schutzschild versagt, um mich vor der Wirklichkeit zu verstecken.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Endorphin-Dusche

Mark van Huissing

Haben Sie's auch mitbekommen, geneigte Leserin, geneigter Leser? Die 30 000 Angestellten der Stadt Zürich wurden persönlich angeschrieben und erhielten per Post Zahlungsdetails samt QR-Code, um die zuvor doppelt überwiesenen Februarlöhne zurückzuzahlen. Das ist natürlich nur recht (sowie rechtens). Weh tut's trotzdem. Denn die erste Reaktion, wenn der Kontostand plötzlich eine höhere Zahl anzeigt, sei automatisch positiv, sagt Kurt

Geldrückgabe ist schmerzhaft, was mit einer Abneigung gegenüber Verlusten zu tun hat.

Ackermann, Verhaltenspsychologe der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (auf Tagesanzeiger.ch). «Man ist zunächst erstaunt, wie konnte das geschehen? Beginnt aber auch zu rechtfertigen. Ist das Geld ein Bonus für unsere geleistete Arbeit?»

Unlogisch, klar, verständlich dennoch. Finden wir nicht alle insgeheim, wir verdienen mehr, als wir bekommen – weil wir, ehrlich gesagt, toll sind (wenn auch oft unterschätzt)? Und ein Bonus der Beweis dafür ist, dass wir wahrgenommen, ja, geliebt werden, vom Chef, von der Mutter oder dem Vater, von Gott meinetwegen?

Laut dem Verhaltenspsychologen reagiert der Körper mit einer Art Endorphin-Dusche, «einem Fluten des Gehirns mit positiven Gefühlen», auf die Doppelzahlung. Egal, dass diese bloss wegen eines technischen Fehlers ausgeführt wurde. Die Rückgabe sei schmerzhaft, was mit einer Abneigung gegenüber Ver-

lusten zu tun habe – der neue Kontostand setze einen neuen Status quo, weshalb eine ähnliche Reaktion ablaufe, wie wenn man physischen Schmerz erleide.

Ihnen kann ich's ja sagen: Ihrem Kolumnisten, im Hauptberuf freier Journalist und Autor, passiert es ab und zu, dass ein Honorar zweimal ausbezahlt wird, keine Ahnung, weshalb (letztmals, tatsächlich, vergangenen Monat). Und obwohl MvH der Erste ist, der findet, ein Bonus für seine Arbeit wäre an der Zeit oder inhaltlich gerechtfertigt, überweise ich das Geld jeweils zeitnah zurück.

Bevor eine Art Endorphin-Dusche mein Gehirn mit positiven Gefühlen flutet beziehungsweise der neue Status einsetzt und ich physischen Schmerz erleide, wenn ich es dann zurückzahlen muss.

Doch einmal machte mir die Partei, die den Fehler begangen hatte, die Rücküberweisung und das Leben schwer; ich wohnte frisch in London, arbeitete als Ihr Korrespondent (das liegt bereits etwas zurück). Ich hatte 25 000 Franken auf mein eben eröffnetes britisches Konto verschoben. Es dauerte Wochen, bis das Geld eintraf, dann nochmals Tage, bis es *cleared* war (was auch immer das bedeutete). Nach einem Monat – einzig dank Nachbarschaftshilfe konnte ich meine Miete zahlen – durfte ich darauf zugreifen. Und stellte fest: Der Betrag war zweimal gutgeschrieben worden. Stimmt nicht, da unmöglich, erwiderte die Citibank auf meine entsprechende Anzeige. Nach zwei Jahren fragte ich einen Bankbekannten, ob jetzt noch mit einer Rückforderung zu rechnen sei.

Seine Erwidерung: Da kommt nichts mehr, die Buchhaltung ist geschlossen, der Fehlbetrag abgeschrieben. Ein paar Monate später erreichte mich das Zahlungsbegehren dennoch, die Bank gab mir *ten working days*, zehn Arbeitstage, die 12 500 oder so Pfund bereitzustellen, andernfalls würde der Rechtsweg beschritten.

Das ist, wie geschrieben, die Ausnahme. Die Regel: Ich bekomme das vereinbarte mir zustehende Geld Wochen oder Monate zu spät und lange nach der Fälligkeit (besonders von Verlagen und Unternehmen, mit denen ich nicht regelmässig zusammenarbeite; das geht vielen Selbständigen so, höre ich). Oft passiert, nachdem ich meine Leistung erbracht habe – *on time, on budget* –, erst mal gar nichts mehr. Nach der zweiten Mahnung dann teilt man

mir mit, dass meine Rechnung falsch adressiert oder von der verantwortlichen Sachbearbeiterin noch nicht freigegeben worden sei, manchmal auch, dass man ein Zahlungsziel von neunzig Tagen anstrebe (und trotz allen Anstrengungen, so sieht's aus, nicht erreicht). Es wird also ein Grund hervorgeholt, der auf Deutsch übersetzt so viel heisst wie: «Uns doch egal, ob irgendein Auftragnehmer seine paar hundert Franken oder Euro (deutsche Zahler sind unzuverlässiger) fristgerecht bekommt. Er wird wohl nicht angewiesen sein auf den kleinen Betrag, oder?»

Das löst bei mir eine ähnliche Reaktion aus, wie wenn man physischen Schmerz erleidet.



UNTEN DURCH Auswahl und Garantie

Linus Reichlin

Ich hasse es, eine grosse Auswahl zu haben. Zum Beispiel macht es mich ganz kribblig, wenn man mir im Restaurant eine fünfseitige Speisekarte in die Hand drückt und ich dann wählen muss zwischen Huhn, Ente, Lachs, Steak, Riesencrevetten, Vegi-Tellern, Pizza, Fitnesssalaten, drei «Der Chef empfiehlt»-Gerichten und fünf «Spezialitäten des Hauses». Ich weiss dann überhaupt nicht mehr, was ich will, und bestelle meistens das, was der Gast am Nebentisch isst. Aber wenn ich dieses Gericht dann esse, denke ich: «Hätte ich doch den Vegi-Teller genommen! Oder eine Pizza! Oder das Fondue!»

Eine grosse Auswahl führt bei mir zum Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, und dann packt mich eine Wut über den Wirt, der im Grunde ein Feigling ist. Er hat nicht den Mut, mit einer Kreide die zwei Gerichte auf eine Tafel zu schreiben, die er selbst für die besten hält. Da er an all seinen Gerichten zweifelt, bie-

tet er fünfzig davon an, und wenn es den Gästen dann nicht schmeckt, kann der Wirt sich sagen: «Es ist nicht meine Schuld, wenn ein Gast aus einer riesigen Auswahl ausgerechnet das wählt, was ihm nicht schmeckt.» Dieses Prinzip, dem Kunden die Verantwortung für seine Enttäuschung über ein Produkt in die Schuhe zu schieben, hat sich inzwischen in allen Branchen durchgesetzt. Wo man hinkommt, wird man mit «Wählen Sie zwischen fünfzehn Varianten!» oder dem «grössten Caquelon-Angebot der Schweiz» konfrontiert, was eben nichts anderes bedeutet als: «Selber schuld, Kunde, wenn du Mist kaufst!» Natürlich kann ich, wenn ich ein schlechtes Produkt kaufe, dieses umtauschen. Es macht dem Verkäufer auch nichts aus, mir das Geld zurückzuerstatten. Denn bei einem so riesigen Angebot kann niemand dem Verkäufer einen Vorwurf dafür machen, dass er nicht jedes Produkt einzeln kennt und getestet hat.

Hier kommt das Prinzip «Garantie» ins Spiel, das stets im Zusammenhang mit grosser Auswahl auftritt. Wenn ein Verkäufer auf ein Produkt das Schild «ein Jahr Garantie» klebt, heisst das: «Ich hab keine Ahnung, ob das ein gutes Produkt ist oder Schrott.» Gibt er drei Jahre Garantie, heisst das: «Habe auf der Messe gehört, dass von zehn dieser Maschinen sechs länger als drei Jahre halten.» Grundsätzlich heisst Garantie aber immer a) «Verkäufer hat keine Ahnung» und b) «Hersteller ist bereit, 60 Prozent Remittenden in Kauf zu nehmen». Und natürlich heisst es auch wieder: «Kunde hat gewählt, Kunde braucht sich nicht zu wundern.» Garantie ist wie grosse Auswahl ein Instrument des Handels, um den Kunden

*Es ist letztlich eine
religio-ökonomische Angelegenheit:
Der Sünder muss zahlen.*

für alles verantwortlich zu machen und ihm gleichzeitig das Geld aus der Tasche zu ziehen. Es ist letztlich eine religio-ökonomische Angelegenheit: Der Sünder muss zahlen. «Tja», sagte ich zu meinem Freund Bruno, «gib zu: Als du dir im Kaffeemaschinenparadies diese Scheisskaffeemaschine mit drei Jahren Garantie gekauft hast, hättest du nicht gedacht, dass hier ungeheuer komplexe Vorgänge im Spiel sind, gell?» «Quatsch, nichts war komplex»,

sagte Bruno, «es gab mehr als hundert Kaffeemaschinen zur Auswahl, glaubst du, ich verschwende meine Zeit mit Auswählen? Ich hab einfach die Nummer eins bei Stiftung Waren-test genommen. Ich kaufe immer Nummer eins Stiftung Waren-test. Oder ich kaufe den Bestseller Nummer eins bei Amazon. Einfach immer Nummer eins oder meistgekauft, egal, ob bei Unterwäsche, Videokameras oder Wäscheständern. Und im Restaurant bestelle ich einfach das Billigste. So, wo ist das Problem?» Bruno ist einfach kein philosophischer Mensch, deswegen hat er so wenige Probleme. Als er vor Jahren mal auf Parship war, hat er unter all den Hunderten von Frauen einfach die erste gewählt, deren Vornamen mit B anfangen, und der hat er dann eine Liebesnachricht geschrieben. Sie antwortete nicht, aber *so what?* Bruno kaufte sich zum Trost einfach eine Flasche Schnaps, meistgekauft bei Getränke Sonderegger.



SEX Weichere Bewegungen Dania Schifftan

*Liebe Dania, wenn ich mit meiner Frau schlafe,
habe ich selten einen Orgasmus. Mir macht
das eigentlich nichts aus, weil ich mich sonst
auch selber befriedigen kann. Sie stört sich daran,
weil sie denkt, sie mache etwas falsch. Ist dem so?*

S. T., Volketswil

Was Sie schildern, ist ein bekanntes Szenario aus meiner Praxis. Für viele Männer ist die Vagina zu weich und zu feucht. Hinzu kommt, dass sie sich in ihr nicht so schnell bewegen können, wie sie das während der Selbstbefriedigung tun. Wenn sie sich selbst befriedigen, üben die meisten Männer viel mehr Druck aus, als

dies in einer Vagina möglich ist. Über Spannung und eine hohe Geschwindigkeit kommen sie schliesslich zum Orgasmus. Es kann sein, dass auch Ihr Penis sich dieses Muster angewöhnt hat und nur noch so zum Höhepunkt kommt. Wenn Sie ein Interesse daran haben,

*Ihre Selbstbefriedigung sollte
der gemeinsamen Sexualität
immer ähnlicher werden.*

beim gemeinsamen Liebesspiel mit Ihrer Frau zu kommen, sollte Ihre Selbstbefriedigung der gemeinsamen Sexualität immer ähnlicher werden. Das bedeutet: Verwöhnen Sie Ihren Penis mit weicheren Bewegungen, probieren Sie andere Stellungen, und üben Sie weniger Druck aus. Nehmen Sie Geschwindigkeit raus, und nähern Sie sich nach und nach dem an, was Ihr Penis auch in der Vagina erlebt. Es geht darum, zu analysieren, was in der Paarsituation passiert und was, wenn Sie sich selbst befriedigen. In meinem Buch «Keep it coming» gehe ich darauf genauer ein. Haben Sie herausgefunden, worin die Unterschiede bei Ihnen persönlich liegen? Prima, dann ist es eine reine Übungssache! Wenn Sie es okay finden, wie es im Moment ist, sollten Sie mit Ihrer Frau sprechen. Sie können ihr erklären, dass es vielleicht gar nichts mit ihr, sondern mit den beschriebenen Unterschieden zu tun hat. Und dass sie nichts falsch macht, sondern auf Ihrer Seite durchaus Genuss vorhanden ist

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch



Die grosse Dematerialisierung



Hybride Form von Fiktion und Realität: virtuelle Marketingaktion.

Den Menschen macht unter anderem aus, dass er sich Dinge vorstellen kann, sagt der Historiker Yuval Harari. Aus Fiktionen macht der Mensch Wirklichkeit und das Vertrauen in ihre Wahrhaftigkeit ist die Voraussetzung für ihre Realität. Geld, Aktien, Marken und so weiter. Die Digitalisierung dematerialisiert Dinge wie CDs, Bücher, Zeitungen. In den sozialen Medien dematerialisieren

sich seit einiger Zeit sogar Werbekampagnen und kommerzielle Ereignisse im (realen) öffentlichen Raum. Projektionen mit Botschaften an Fassaden in Megastädten sind *fake*, Stunts auf offener Strasse computergeneriert. Jüngst hat ein Mobilitätsanbieter eine virtuelle Geldkanone auf dem scheinbar realen Zürcher Sechseläutenplatz installiert. Das Ereignis war freilich virtuell und für die Verbreitung über

soziale Kanäle konzipiert. Die Simulation von Wirklichkeit im realen öffentlichen Raum, die virtuell konsumiert wird und echte Gefühle auslöst, überwindet allmählich die Denkkategorien. Die Trennlinie real und virtuell gibt's nicht mehr.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Galileo, Figaro

Die einstige Verlobte von Freddie Mercury verkauft das Anwesen des legendären Queen-Sängers über dreissig Jahre nach dessen Tod.

Im Haus steht auch der Flügel, auf dem Freddie Mercury die fast schon überirdische Rockkantate «Bohemian Rhapsody» (1975) erdachte. Der Song sei auf Youtube das meist-aufgerufene Stück des 20. Jahrhunderts, schrieb *Forbes* einmal. Allein für die Aufnahme des Worts «Galileo» zur Textzeile «Galileo, Figaro» habe man drei Wochen gebraucht, sagte der Produzent.

Aber zurück zum Gebäude. Es steht in Londons Zentrum im begehrten Stadtteil Kensington. Als Mercury das Haus 1980 zur Besichtigung betrat, wusste er sofort, dass er es haben wollte, und machte auf der Stelle ein Angebot. Wie viel der Sänger, der 1991 45-jährig im Zusammenhang mit Aids starb, dafür bezahlte, ist nicht bekannt. Was man aber weiss, ist, dass er das ummauerte Haus samt Inventar seiner einstigen Verlobten und engen Freundin Mary Austin vermachte. Die heute 72-jährige bewohnte die Villa über drei Jahrzehnte lang und hat sie Mercury-getreu erhalten. «Dieses Haus ist die herrlichste Erinnerungsbox, weil es in jedem Raum so viel Liebe und Wärme ausstrahlt», sagt sie. Und: «Seit Freddie und ich durch die sagenumwobene grüne Tür getreten

sind, war es ein Ort des Friedens, ein wahres Künstlerhaus, und jetzt ist es an der Zeit, dieses Gefühl des Friedens der nächsten Person anzuvertrauen.»

Lieblingsfarbe Zitronengelb

Mercurys Lieblingsfarbe war aber nicht Grün, sondern Zitronengelb, so, wie er das Esszimmer streichen liess. Der schillerndste Raum indes ist der doppelhohe Salon mit einer umlaufenden Galerie, die als Bibliothek und Bar dient. Ausserdem gibt es ein sogenanntes japanisches Zimmer, einen Raum, der zum japanischen Garten des Hauses führt, den Mercury mit Magnolienbäumen, Formschnittpflanzen und Wasserspielen anlegen liess. «Ungeachtet des Erbes des Hauses ist es sehr selten, dass ein nichtmodernisiertes Haus dieser Grössenordnung in einem so schönen, reifen Garten auf den Markt kommt – sicherlich vielversprechend für jeden zukünftigen Käufer», sagte der zuständige Immobilienfachmann von Knight Frank. Die Londoner Agentur schrieb Mary Austins Liegenschaft mit rockadeliger Patina für 30 Millionen Pfund, gut 33 Millionen Franken, aus.



THIEL

Klimazersetzung

Aktivist: Bitte helfen Sie uns, das Klima zu retten. Schon eine kleine Spende bewirkt viel!

Passantin: Na, wie viel bewirkt denn eine kleine Spende?

Aktivist: Oh, sehr viel sogar. Spenden Sie einfach den Betrag, den Sie spenden möchten, und schon tragen Sie etwas dazu bei, das Klima zu retten.

Passantin: So? Und was genau bewirkt meine Spende?

Aktivist: Sie ist ein kleiner, aber wichtiger Beitrag zur Klimarettung.

Passantin: Und Sie? Leisten Sie auch einen Beitrag zur Klimarettung?

Aktivist: Und ob! Ich bin ein Teil der weltweiten Bewegung, die das Klima rettet.

Passantin: Ah, sehr gut. Und was passiert mit dem Geld, das ich Ihrer Bewegung spende?

Aktivist: Damit wird das Klima gerettet.

Passantin: Wunderbar. Und wie retten Sie mit meinem Geld das Klima?

Aktivist: Wir machen weltweite Klimaprojekte.

Passantin: Was sind das für Projekte?

Aktivist: Zum Beispiel werden Leute wie ich dafür bezahlt, für die weltweite Rettung des Klimas zu werben.

Passantin: Das finde ich prima. Und wie sieht Ihre Rettung des Klimas aus?

Aktivist: Wir gehen auf die Strasse und sammeln Geld für die Rettung des Klimas.

Passantin: Ah, so ist das also. Sehr interessant. Wenn ich nun Geld spende, was passiert genau damit?

Aktivist: Mit dem Geld können dann noch mehr Leute wie ich angestellt werden, um noch mehr Geld für die Rettung des Klimas zu sammeln.

Passantin: Und wovor oder vor wem genau muss das Klima gerettet werden?

Aktivist: Na, vor den klimaschädlichen Klimaleugnern, die mit ihrem klimazersetzenden Verhalten das Klima zerstören.

Andreas Thiel



«Wahres Künstlerhaus»: Mercury-Villa in London.



Gründer Saemi Honegger, Produktionsleiter François Moor, Veranstalter Fredy Wagner.



Weltstar und Luzern-Fan:
Boney-M.-Gründerin Liz Mitchell.



Am Glacestand:
Stefan Schulthess mit Nicole Reisinger.



Mit Bierchen auf der Bühne:
Wolkenfrei-Sängerin Vanessa Mai.



Starparade:
Moderator Sascha Ruefer, Sängerin Francine Jordi und DJ Ötzi.

BEI DEN LEUTEN

Viel Freude in Luzern

Stars am laufenden Band haben sich an der 21. Schlagernacht in der Messe die Ehre gegeben.

André Häfliger

Allen voran DJ Ötzi, der eigentlich Gerhard Friedle heisst. Mit über sechzehn Millionen verkauften Alben ist der Tiroler einer der erfolgreichsten Musiker Europas. Der Interpret des Megahits «Ein Stern (der deinen Namen trägt)» ist Schweiz-Fan. «Luzern ist eine meiner Lieblingsstädte», sagte er zur *Weltwoche*. «Wohl auch deshalb bin ich nun zum dritten Mal dabei.» Moderator Sascha Ruefer: «DJ Ötzi ist grandios. Im Nu zieht er die Fans in seinen Bann.» Veranstalter Fredy Wagner: «Wir sind stolz, DJ Ötzi hier zu haben.» Der Lohn: Über 4000 Fans jubelten DJ Ötzi entfesselt zu.

Frenetisch auch der Applaus für Oesch's die Dritten. Die Familienformation aus dem Berner Oberland stürmte mit ihrer rockigen Volksmusik die Bühne. «Wenn das Publikum so richtig mitgeht, kann uns niemand halten», sagte Sängerin Melanie Oesch. Ihre Brüder Kevin und Mike meinten, verschmitzt lachend: «Wir müssen immer schauen, dass du es nicht übertreibst auf der Bühne.» Mami Annemarie und Papa Hansueli entgegneten schmunzelnd: «Fertig kritisiert, seid jetzt nett zu eurer Schwester!»

Ja, es wurde viel gelacht hinter den Kulissen. «Hier ist es immer extrem lustig», sagte Francine Jordi. Die Bernerin veröffentlicht gerade ihr 16. Album, «Leben». Der deutsche Superstar Vanessa Mai (neues Album «Matrix»): «Francine ist nicht bloss eine Kollegin. Sie ist seit Jahren eine liebe Freundin von mir. Was für ein herzensguter Mensch!» Für gewaltige Stimmung sorgte auch der Basler Sänger Vincent Gross («Never Ever»). Sein Motto: «Friede, Freude, Party! So mag ich es am liebsten.» Bejubelt wurde auch die Stubete Gäng, die sechsköpfige Band der sogenannten neuen Volksmusik. Mit «Örbn Ländler» (urbaner Ländler) erfanden sie 2019 einen neuen Musikstil. Co-Gründer Hans Hassler: «Hier spielen zu dürfen, ist eine grosse Freude und Ehre.»

Ganz verliebt in unser Land sind zwei weitere Schlagernacht-Stars. Liz Mitchell aus Jamaika (Boney M., «Daddy Cool»): «Luzern ist auch bei Regen schön. Ich bin erstmals hier. Der See, die nahen Berge, die netten Leute – ich bin hin und weg!» Marc Pircher aus dem Zillertal: «Ich liebe die Schweiz wie ein zweites Heimatland.»



Mittendrin:
Transportunternehmer Peter Galliker.



Schlagerfans:
Monika Jahaj, Nicole Zihler, Sabine Christen.



In Stimmung: Sängerin Eliane Müller,
Messe-Luzern-Präsident Urs Hunkeler



Beste Botschafterin: Margrit Jordi,
Mutter von Francine Jordi.



«Friede, Freude, Party!»: Vincent Gross
mit seinen Fans Alina und Nevin.



In Hochform: Oesch's die Dritten mit Urs Meier, Hansueli, Annemarie, Mike, Melanie
und Kevin Oesch.



Stark:
Marc Pircher aus dem Zillertal.

Stetige Veränderung

Schloss Schauenstein, Obergass 15,
7414 Fürstenuau; Telefon 081 632 10 80;
montags und dienstags geschlossen

Andreas Caminada ist ein singuläres Phänomen der gehobenen Küche in der Schweiz. Der 46-jährige Bündner ist zuerst einmal ein herausragender Koch mit einem feinen Sensorium für Stil und Zeitgeist, er ist gleichzeitig aber auch ein begabter Unternehmer, wobei sich diese beiden Rollen teilweise überschneiden. Als Koch wie als Unternehmer sollte man Stillstand vermeiden. Andreas Caminada hat in seinem Schloss Schauenstein in Fürstenuau seinen Stil konstant verändert und ist sich gleichzeitig dabei treu geblieben. Dass nicht jeder Vorstoss in noch unerforschtes kulinarisches Gebiet von Dauer war, ist selbstverständlich. Der «Hexenring» etwa, ein Gericht, das



auf einem illuminierten iPad serviert wurde, war nur kurz in Mode.

In meinem digitalen Archiv finde ich Fotos von 2011, als Foie-gras-Glace noch Teil einer auf drei Schalen verteilten Deklination war. Längst hat Caminada eine raffiniertere Form des essbaren Luxus etabliert. Im letzten Menü, das ich vergangene Woche gegessen habe, spielten Cicorino rosso, Kohl, Landschwein oder Sellerie wichtige Rollen. Zum Felchen aus dem Walensee wird ein Begonienblatt kombiniert, zum

Kalbsbries gibt es karamellisierten Kürbis und eine grandiose Sauce auf Basis einer Kalbschwanz-Essenz, die mit Kürbis und Nussbutter angereichert wurde.

Mit viel Arbeit und dank einem tiefen Verständnis für die verwendeten Produkte – manche davon aus dem eigenen Garten – wird aus sous-vide gegartem roten Chicorée mit Birnen, Topinambur und Chicorée-Eis eine auf Einfachheit beruhende faszinierende Komplexität. Das unscheinbare, monochrom violett-rote Gericht erklärt gut, warum sich Andreas Caminada durch stetige Veränderung über zwanzig Jahre eine Position an der Spitze erarbeiten konnte: Es beruht auf alltäglichen Zutaten und ist geschmacklich doch so überraschend, dass es unvergessen bleibt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN / PETER RÜEDI

Den Mythos schmecken

Vinea Ardua Vineyards: Aeòneo 2020.
16%. Paphos Weine, MuttENZ. Fr. 29.–
www.paphosweine.ch

Wein ist, nüchtern betrachtet, nichts als vergorener Traubensaft. Allein: Nüchternheit ist zuletzt Ziel und Zweck dieses Getränks und also der Grund, weshalb es vor Jahrtausenden erfunden (oder besser gefunden) wurde. Wein ist seit Urzeiten ein Kulturgut der Menschheit. Mit ihm verbinden sich viele Mythen, die nur in später puritanischer Sicht als Folge eines schlechten Gewissens angesichts seiner berausenden Effekte interpretiert werden. Wie immer: Mit «Mythen» in ganz profanem säkularem Sinn jenseits bacchantischer oder auch christlicher Kulte (Eucharistie!) bleibt der Wein bis heute verbunden.

Der hier zu empfehlende Wein ist dafür ein gutes Beispiel. Er ist die Premiere eines ganz jungen Betriebs mit Weinen von uralten Reben aus einem geradezu archaischen steilen Gelände auf Zypern. Dessen Entdecker, der Unternehmer Daniel Anas-



tasis (Besitzer der «Santa Irene Winery» in Farmakas), und der Önologe Evangelos Bakallexis fanden es in einem verwilderten Winkel in hoher Lage (zwischen 900 und 1300 Metern!) über Farmakas (grob gesagt auf halbem Weg zwischen Nikosia und Limassol): Unterrassierte steile Hänge bestanden mit uralten Reben, rote Mavro und weisse Xynisteri, gepflanzt vor der vorletzten Jahrhundertwende (!). Allesamt (wie die meisten Reben auf der von der Phylloxera verschonten Insel) «wurzelecht», also nicht auf eine amerikanische Unterlage aufgepfropft.

Die zwanzig Hektar des abenteuerlich verwilderten Biotops, in dem sich die uralten Reben aus dem 19. Jahrhundert sozusagen aus eigener Kraft in die Gegenwart kämpften, verwandelten sie während sieben Jah-

ren in einen Rebberg, indem sie mit den Veteranen besonders behutsam umgingen und die zum Teil abenteuerlich steilen Hänge respektierten: «Vinea Ardua» nannten sie ihr Unternehmen, steiler (auch: anstrengender) Weinberg. 2020 ernteten sie den ersten Jahrgang. Schmalere Ertrag: 18 Hektoliter (bzw. 32 beim Xynisteri) pro Hektar, hohe Konzentration. Die Weine lohnen alle Mühen.

Der rote Mavro heisst Aeòneo. Das heisst so viel wie «ewig» und meint die alten Reben. Aber auch der Wein ist ein Monument. Kann man Mythos schmecken? Dies ist ein mächtiger, dichter, aber enorm differenzierter Spitzenwein: fabelhaft schon in der schwarz- und rotfruchtigen, sehr würzigen Nase; wuchtig, aber elegant am Gaumen, mit abgründig vollem, aber von subtiler Säure und mineralischen Noten umspieltem Sound. Ein einzigartiger, sehr präsender Wein mit grosser Länge. Und mit einer langen Geschichte.

Und ja: Der Aeòneo ist abermals ein Beispiel für einen selbstverständlich natürlichen hohen Alkoholgehalt. Der drängt sich nicht vor. Ein Schluck ruft dem nächsten.

Wohlfühlmomente

Im elektrischen SUV Mercedes-Benz EQA fühlt man sich schnell so zu Hause wie in einem schönen Hotelzimmer.



Mit Autos ist es ein wenig wie mit Hotelzimmern: Man kommt im besten Fall hinein und fühlt sich sofort wohl. Berufsbedingt habe ich es oft mit wechselnden Fahrzeugen zu tun und gleichzeitig immer wieder mal mit Hotelzimmern unterschiedlichster Art und an sehr schönen Orten ebenso wie an weniger bevorzugten Lagen. Wobei die Lage alleine noch keine Garantie ist für einen Raum, in dem man sich wohlfühlt.

Es ist gar nicht so einfach festzustellen, was Wohlfühlmomente in Räumen – was Autos und Hotelzimmer letztlich sind – auslöst. Als ich mich kürzlich in den neuen Mercedes-Benz EQA setzte, fühlte ich mich sofort gut aufgehoben. Das kompakte, vollelektrische SUV wurde leicht überarbeitet und präsentiert sich in Bezug auf die Platzverhältnisse, das Design und die technischen Ausstattungsmerkmale als angenehm vielseitiges, praktisches Auto.

Vielleicht macht es die Ausgewogenheit aus, dass ich mich im EQA schnell wie zu Hause gefühlt habe. Das Design beispielsweise wirkt zeitlos, im Vergleich zu den höher positionierten Modellen EQE und EQS polarisiert der EQA vermutlich weniger. Auch im Innenraum wird auf eine gutgestaltete Sachlichkeit gesetzt, die auch deshalb zugänglich wirkt, weil gewisse Funktionen – zum Beispiel für die Klimaanlage – direkt mit Tasten gesteuert werden können und nicht in weitverzweigten Menüs über eine Touchscreen-Bedienung gesucht werden müssen. Tasten und Knöpfe halte ich mittlerweile für den Ausdruck einer technologischen Bodenständigkeit in einer Bildschirmwelt vol-

ler Symbole, die oft weniger intuitiv verständlich sind, als sich deren Entwickler und Designer das vermutlich vorgestellt haben.

Aber es geht hier nicht um automobilen Kulturpessimismus: Mit dem Mercedes EQA kann man sich auch ganz gut unterhalten, und ich komme mir mittlerweile auch nicht mehr seltsam vor, wenn ich allein im Auto sitze und «Hey, Mercedes! Fahre nach 8005 Zürich» sage. Faszinierend ist dabei nicht nur, wie gut das funktioniert, sondern auch, wie schnell Technologie heute demokratisiert wird. Der EQA ist mit fast allem zu haben, was Autofahren derzeit einfacher, sicherer und angenehmer macht. In der Mercedes-Konzernsprache nennt sich das «veränderte Angebotslogik» und bedeutet letztlich, dass manche Annehmlichkeit jetzt serienmässig ist.

Dass der EQA ganz zufällig auch noch ein modernes Elektrofahrzeug auf dem aktuellen Stand der Technik ist, wirkt dabei ebenso angenehm selbstverständlich wie alles andere: Mit einer realistischen Reichweite von über 400 Kilometern beispielsweise ist der Mercedes EQA absolut alltagstauglich und wirkt auch in dieser Hinsicht vertrauenswürdig zuverlässig.

Mercedes-Benz EQA 4Matic Swiss Star

Motor/Antrieb: E-Maschine vorne/hinten, Allradsystem; Leistung: 215 kW / 292 PS; max. Drehmoment: 520 Nm; Batteriekapazität (nutzbar): 66,5 kWh; Ladeleistung DC: 100 kW; Verbrauch (WLTP): 16,7–18,6 kWh / 100 km; Reichweite: 411–459 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,0 sec; Höchstgeschwindigkeit: 160 km/h; Preis: Fr. 57 200.–; Testwagen: Fr. 74 974.–



OBJEKT DER WOCHE

Kabine für die Hautevolee

Raumfahrtkapsel von Space Perspective
Flug für 125 000 Dollar erhältlich

Jeff Bezos und Richard Branson erhalten Konkurrenz im All. Das jüngste Unternehmen, das Weltraumreisen für die Hautevolee anbietet, heisst Space Perspective. Ab nächstem Jahr soll man in deren Kapsel die Aussicht auf einen Teil des Erdballs geniessen können. Gestartet wird im Kennedy Space Center in Florida.

Space Perspective hebt sich von den Angeboten Bezos' (Blue Origin) und Bransons (Virgin Galactic) dadurch ab, dass es sich hierbei um eine Luxusräumlichkeit handelt. An Bord ist Platz für neun Passagiere. In der Kabine ist eine «Space Lounge» eingerichtet, die den Space-Touristen Platz zum Aufstehen und Bewegen bietet und die zudem mit einer Bar ausgestattet ist. Auch auf Kulinarisches muss man nicht verzichten. Und wenn man mal muss, kann das Geschäft auf einer Toilette mit spektakulärem Ausblick verrichtet werden.

Ein Flug mit der von einem wasserstoffbetriebenen Ballon beförderten Kapsel kostet auch bedeutend weniger als jener der Konkurrenz: Der Preis beläuft sich auf 125 000 Dollar pro Gast. Eine Reise mit Virgin kostet 450 000, eine mit Blue Origin etwas über 300 000 Dollar. Zudem verbringt man fast dreimal so viel Zeit – sechs Stunden – in der Luft. Dafür geht es nicht so weit hinauf, das heisst, man sieht weniger vom Globus, und es gibt bei Space Perspective keine Möglichkeit, die Schwerelosigkeit zu erleben.

Benjamin Bögli

Annina Frey, Moderatorin

Die Baslerin erklärt die Wichtigkeit von Instandhaltungs-Sex; sie findet, dass gewisse Künstler zu wenig Anerkennung bekommen; einen Frühlingsabend würde sie gerne mit James Bond verbringen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Annina Frey: Alle Menschen, die Care-Arbeit leisten. Und Künstler, die unter dem Radar der Öffentlichkeit ihrer Leidenschaft folgen und sich dabei mit Zweit- und Drittjobs über Wasser halten müssen.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Frey: In einer Beziehung gibt es Sex und Instandhaltungs-Sex. Das ist Sex, auf den beide im ersten Moment vielleicht nicht gerade extrem Lust verspüren (Alltagstrubel, Stress, Müdigkeit etc.), ihn dann aber trotzdem haben, weil die körperliche Nähe der Beziehung guttut (gegenseitiger Konsens selbstverständlich vorausgesetzt).

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Frey: Zu wenig, um mir darüber keine Sorgen machen zu müssen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Frey: Humor. Abenteuerlust. Loyalität. Leidenschaft – füreinander, klar –, aber hauptsächlich auch für seine eigenen Interessen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Frey: Dass mir diese Lebenszeit nicht ausreichen wird, um all das zu verwirklichen, was mir im Kopf herumschwirrt.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Frey: Vorgestern. Es gibt einfachere und herausfordernde Phasen im Leben. Ich stecke gerade in einer der Letzteren.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Frey: Ganz grundsätzlich eine junge Frau, um ein wenig Schwung in die Sache zu bringen.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Frey: Nein. Ich bin aus der Kirche ausgetreten.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Frey: Links.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Frey: Gestern Abend. Es war kein Instandhaltungs-Sex.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich jede Woche ganz besonders?

Frey: Auf die Arbeit in meinem Studio. Ich habe gerade ein neues Musikprojekt angefangen und einen neuen Synthesizer gekauft, da würde ich mich jeweils am liebsten im Tonstudio einschliessen.



«Sei sanft zu dir»: Fernsehfrau und DJ Frey, 43.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Frey: Ich träume sehr heftig und viel. Oft bin ich auf der Flucht und verteidige mich und meine Freunde/Familie in wildesten Kämpfen in utopischen Szenarien. Wenn ich das so niederschreibe, merke ich, dass ich vielleicht dringend mal in Therapie müsste.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Frey: Das manifestiere ich jetzt nicht.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Frey: James Bond. Der rührt mir charmant ein paar Drinks, wir haben eine gute Zeit, und dann sehe ich ihn nie wieder. Irgendwie ideal.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Frey: Jetzt gerade nicht. Spass beiseite, ich bin der festen Überzeugung, dass wir erst an der Oberfläche der therapeutischen Einsatzmöglichkeiten von diversen Substanzen kratzen. Da wird noch viel passieren.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Frey: «Own your age.»

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie der fünfzehnjährigen Annina geben?

Frey: Vertraue immer deinem Bauchgefühl, auch wenn dein sturer Kopf was anderes sagt. Sei sanft zu dir.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Frey: Aus dem Bauch heraus: nein. Aber das Leben hat mich gelehrt, dass sich solche Situationen nie im Voraus bestimmen lassen.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Frey: Sagt wer?

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Frey: Gleicher Job, gleicher Lohn – unabhängig vom Geschlecht! Und ein Verbot für sämtliche Plastikverpackungen.

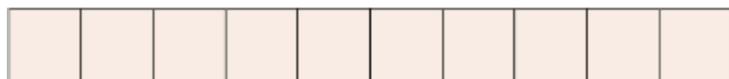
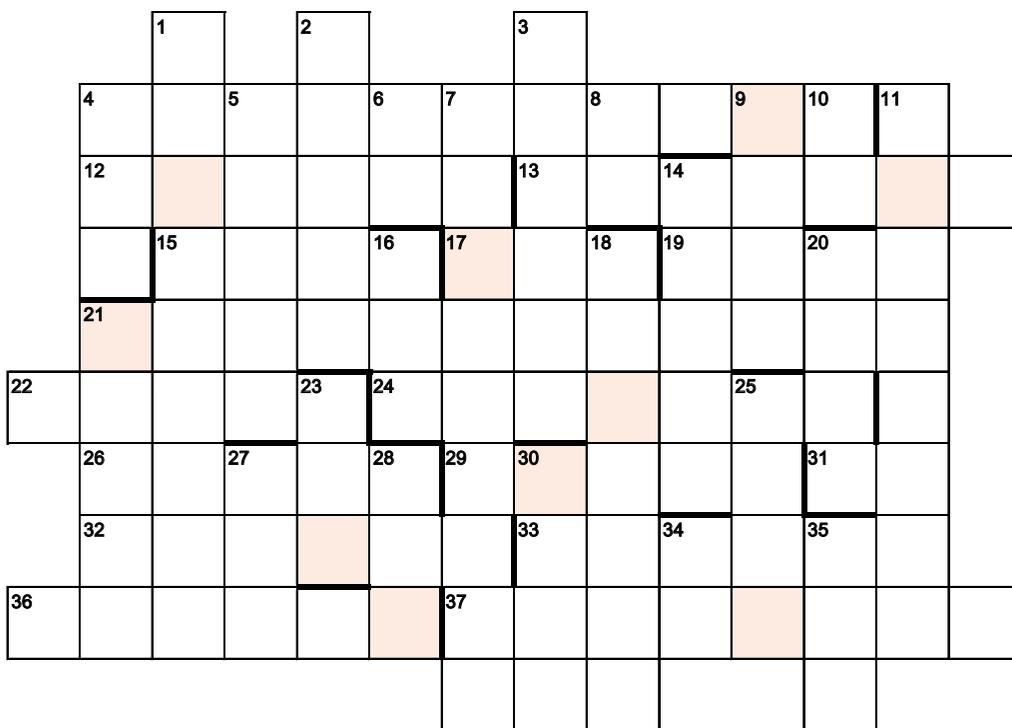
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Frey: Meine Eltern

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Frey: Wenn ich mit meiner Familie am Meer bin, rund um Pferde, auf Abenteuerreisen, wenn ich ein Projekt abschliesse und dabei meine eigenen Ansprüche übertreffe.

Am 8. Mai moderiert Annina Frey die Preisverleihung Swiss Music Awards, die auf 3+ um 20.15 Uhr live übertragen wird.



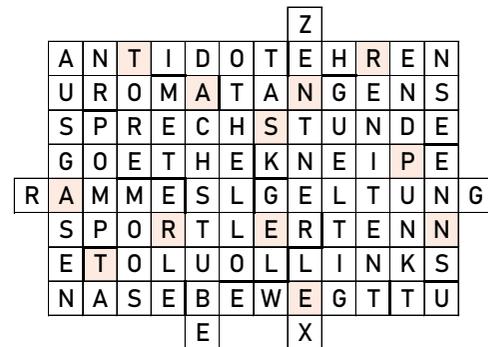
Lösungswort — Hebevorrichtung für Schafhalter?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 wie man ausländischen Touristen erklärt, dass die Tour zum Berner Flughafen ausfällt? 12 zur Hälfte luftiges Gebäckstück 13 wenn sich Streithähne näherkommen 15 in Dekochips oder am Herd zu finden 17 wagt sich in Zug aufs Glatteis 19 zum Einkaufen, im Tessin auch zum von 21 wo Eric Weber politisiert 22 Gewächse, die zum Memorieren animieren 24 was z. B. das Lied «Träne» ist 26 Pokal mit Identifikationsnummer, kreist um den Uranus 29 Dschungelhelden-Fortbewegungsmittel 31 Cleverness der nicht-menschlichen Art, hängt auch gerne faul rum 32 grob an internationales «weiss jetzt» erinnerndes Schweizer Dorf 33 was darin gehalten wird, verkommt nicht 36 wohin d⁻¹/_n mit steigendem n konvergiert 37 eher fair, aber sehr verworren

Senkrecht — 1 würde nicht nur vielen Muskeln, sondern auch vielen Vorschriften guttun 2 z. B. an der US-Küste zu finden 3 von Platin umrahmtes italienisches Ufer 4 alles andere als antik, aber in Herculaneum zu finden 5 nützlich für Notizen oder gegen Schläge 6 typisch schweizerische Endung, die aber eher chinesisch anmutet 7 was man bei einem Praktikum in einer Druckerei schnuppert? 8 in Entenbraten ziemlich häufig 9 befindet sich gleichzeitig im Domleschg und im Engadin 10 einst Staaten verbindendes Parterre 11 lautes englisches γ-Geräusch? 14 sorgt für schräge Typen aus dem Sägewerk 16 medizinische Beurteilung in Nachtapotheken 18 wenn Madame Tussauds Ausstellung ... erhalten soll, wird eine prominente Persönlichkeit ... 20 alpenrepublikanische 10-Gramm-Portion 21 ist eindeutig heldenhaft 23 halber Schein 25 ist bei Treuerabatten inbegriffen 27 Dichtung ohne sie, einst schriftstellerisch tätig 28 unwoker non-birthing parent 30 prophetischer Teil von Visaanträgen 34 damit endet das alte Jahr 35 ist Ziel von Sparbemühungen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 858



Waagrecht — 2 ANTIDOT (dot = engl. f. Punkt) 8 EHREN 12 [U]ROM[A] 14 TANGENS 16 SPRECHSTUNDE 18 GOETHE (go et he) 19 KNEIPE 21 RAMME 24 SL 25 GELTUNG 26 SPORTLER (SP-Ortler) 27 TENNIS 28 TOLUOL 29 LINKS 30 NASE 31 BEWEGT 32 TURNUNGEN

Senkrecht — 1 ZEN[TNER] 2 AUSGASEN 3 NR 4 TORE 5 DACHSTUBE (Dachs-Tube) 6 OTHELLO 7 TASK 9 RENITENT (Renitent) 10 ENDPUNKT 11 PaNSEn (Neuronspezifische Enolase) 13 MET (Metropolitan Police Service) 15 GÜL(lear)TIG 17 POMP 20 (R)ENNStällen 22 MOOS 23 ÜBERLEbenstrainings 25 ZieGEL 28 (S)TAuden/PlanTAGen 29 LEX (lat. f. Gesetz)

Lösungswort — **TRANSPARENTE**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



CONQUEST HERITAGE
CENTRAL POWER RESERVE

Elegance is an attitude
LONGINES
